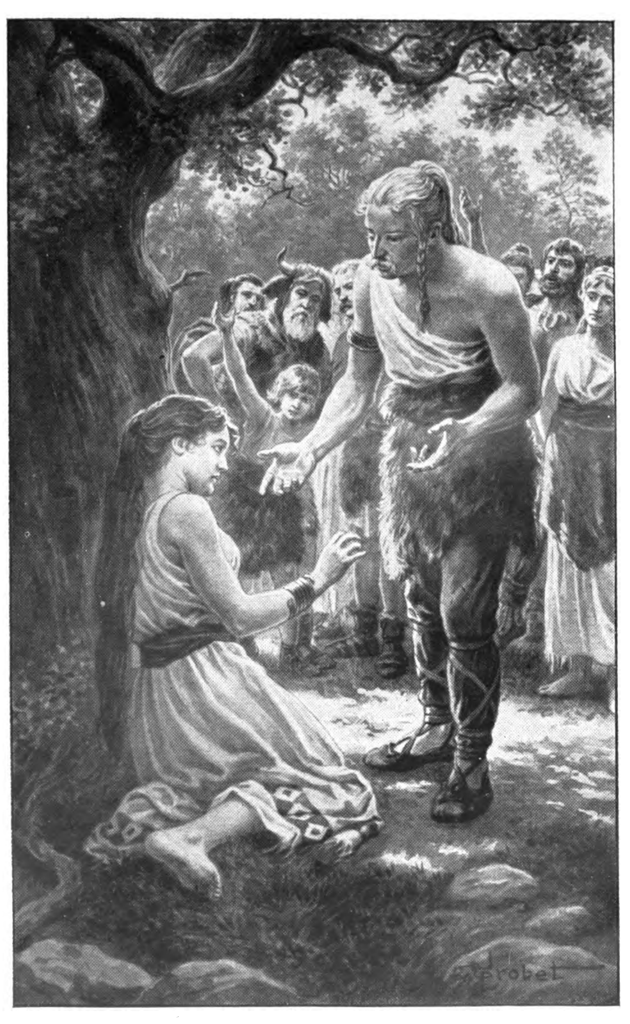

Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



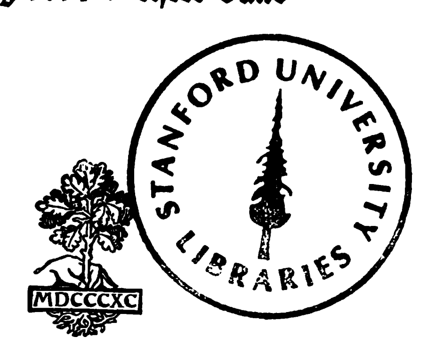


Zu der Erzählung „Das Armband der Herzogin“ von
Fritz Sänger. (S. 22)
Originalzeichnung von H. Grobet.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

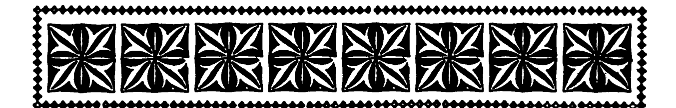
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1914 • Elfter Band



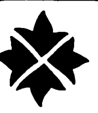
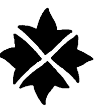
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart • Berlin • Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Das Armband der Herzogin.

Eine Geschichte aus der Urzeit. Von Fritz Sänger.

Mit Bildern von
H. Grobet.

Es sind viele tausend Jahre her, seitdem das geschehen, was ich erzählen will. Die Geschichte spielt an einem See, der nördlich des mittleren Teiles der Alpen liegt.

Heute umkränzen diesen See freundliche rebenbewachsene Ufer, viele Dörfer finden sich zu beiden Seiten, und eine schöne, große Stadt liegt an seinem Nordende. Die Stadt heißt Zürich, und der See trägt von ihr den Namen der Züricher See.

Damals stand noch kein Haus und keine Hütte am Ufer, bis an den See reichten dichte Wälder, in denen Wölfe und Bären hausten und der wilde Ur die Herrschaft führte. In den Felswänden der unerklimmbaren Berge horsteten mächtige Geier, gegen die der heutige Adler ein zahmes Geflügel darstellt.

Auch sie griffen den Menschen an, und wehe wenn ein armer Verwundeter oder Verunglückter irgendwo liegen blieb, ohne daß ihm jemand zu Hilfe kommen konnte.

Oh, es war eine harte Zeit!

Der Menschen waren wenige. Aus dem Osten waren sie gekommen, was sie kaum noch wußten, und sie hatten keine Gewehre, keine Fallen mit Stahl-

bügeln, um gegen ihre Feinde zu kämpfen. Sie hatten auch keine Fernrohre wie die heutigen Gemsjäger, die einem armseligen Tierlein mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft und Technik auf den Leib rücken. Sie hatten noch nicht einmal Schwerter aus Eisen und Stahl, sie besaßen nur Steinhämmer. Ihre Messer waren aus Bronze. Das Eisen kannten sie noch nicht, aber mit der Bronze wußten sie sehr geschickt umzugehen. Sie machten daraus auch schon recht niedliche Schmuckstücke für ihre Frauen und für den Hausbedarf.

Weil diese Menschen aber einen so harten Kampf nach außen hatten, so schlossen sie sich um so mehr unter sich zusammen.

Die Tiere waren ihnen Feind, sie selber fühlten sich als Brüder, und so lebten sie gut zusammen. Sie teilten alles, was sie hatten, sie halfen einander bei jeder Arbeit und standen einander bei in jeder Not und Bedrängnis.

Da gab es weder reiche noch arme Leute; wozu mehr Waffen besitzen als man brauchen kann? Wozu mehr Früchte ansammeln als man essen kann? Noch war es keinem eingefallen, irgend ein Gebiet abzugrenzen und zu sagen: „das gehört mir.“ Alles gehörte allen, und so waren sie alle reich. Keiner hatte zu viel, man trug einen Gürtel um die Lenden und Felle um die Schultern, einen Schmuck auf dem Kopf und eine Axt an der Seite. Was wäre es wert, wenn man mehr besitzen würde?

Oh, es war eine schöne Zeit!

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ein schöner, sonniger Morgen. Von den Firnen glänzte der weiße Silberschnee, und die Wasser des Sees spielten leise mit dem Schilf am Ufer und kosten um die kleinen Häuser, die sich die Menschen auf Pfählen und Weidenstummeln im See erbaut hatten.

Zwei Gruppen von Häusern waren es, die einen für die Männer, fest, aber fast schmucklos — Holzhütten mit niedrigen Eingängen, da und dort das Geweih eines riesigen Hirsches oder andere Jagdtrophäen. Am Eingang nicht selten Waffen, die als Zeichen und als Warnung dienten. An den Pfählen, auf denen die einzelnen kleinen Bauwerke standen, war meist ein Kahn, aus einem ausgehöhlten Baumstamm angefertigt, angebunden.

Freundlicher und geräumiger waren die Häuser der Frauen und Kinder. Die bildeten für sich eine Stadt, wenn man so sagen darf, und sie zeigten da und dort Spuren von sinniger Freude an dem, was schön ist.

Einige dieser Hüttlein waren sogar bemalt. Nicht kunstvoll in unserem Sinne, aber mit Geschmack und einer gesunden Farbenfreude. Einige hatten auch Blumen, die meisten kleine Vorplätze, auf denen die Kinder spielen konnten.

Aus einem solchen Häuslein, das am unteren Ende der Gruppe lag, trat ein schlankes, braunes Mädchen.

Es war noch still auf dem See. Vor dem dem Ufer zunächst liegenden Bau stand ein Mann auf Wache. Der schaute immer nach dem Lande hin, sein Blick war finster, und seine Hand umfaßte hart den Schaft einer Axt aus Stein.

Das Mädchen warf nur einen flüchtigen Blick nach ihm hinüber. Sie breitete weit die Arme aus, als wollte sie vom Morgengold und der frischen Freude so viel wie möglich umfangen. Sie stand mit zurückgelegtem Kopfe und betete ihr eigenes Gebet, das sich am besten mit den Worten in die Sprache unserer Zeit übersetzen ließe: „O Welt, wie bist du so wunderschön!“

Zaya war ganz allein da draußen, ein paar Fische



schwammen um die Pfähle, auf denen das Haus stand, und sahen nach ihr hinauf, die Vögel flogen oben durch die Luft und sangen dabei. Zaya wußte nichts von den Fischen und sah auch die Vögel nicht.

Sie sah auch nicht den Kahn, der drüben im Schilfe sich verbarg, und in dem ein Mann am Ruder stand. Dieser Mann aber sah nach Zaya hinüber und wartete, bis sie wegging an die Beschäftigung des Tages.

Dann ruderte er langsam dem Auslauf des Flusses entgegen, den man heute die Limmat nennt. Er hatte dort seine Arbeitstätte und brachte jeden Tag dort zu. Er war ein Schmied, oder wenn man es richtig sagen will, er war Schmied, Schlosser, Goldschmied, Mechaniker — alles in einer Person. Alle Arbeiten, die mit Metallbearbeitung zu tun hatten, gehörten in sein Gebiet. Freilich war das Gebiet klein und die Werkstatteinrichtung unsagbar einfach.

Er hatte eine Feuerstelle, an der das Metall warm gemacht, nötigenfalls auch geschmolzen werden konnte, und er hatte einige glatte, große Steine, die ihm das waren, was dem heutigen Metallarbeiter der Ambos ist, und er hatte einige andere Steine, die er als Hämmer benützte.

Gonzy hatte für heute nur eine einzige Arbeit vorgesehen. Es war das eine Schlange aus blanker, rotgelber Bronze. Mit vieler Mühe und großer Geschicklichkeit hatte er schon lange daran gearbeitet. Heute wollte er das Stück vollenden und — seiner Bestimmung zuführen. Das mußte bald geschehen, denn es war heute ein besonderer Tag, der auch ihm sehr wichtig war.

* * *

Als die ersten Sonnenstrahlen sich im See badeten, da kamen weit, weit her langsam Kähne um Kähne. Sie waren alle gleich einfach, und in allen standen und saßen Männer. Gewöhnlich ruderte nur einer, die anderen waren in voller Kampfesausrüstung und vollem Schmuck, der zumeist aus einem getrockneten Tierkopf,

über den bärtigen Männerkopf gestülpt, bestand. Um die Schultern trugen sie Riemen mit geschmackvoll angeordneten Fellen, in denen die Waffen, Äxte aus Stein und Messer aus Bronze, steckten. Alle Kähne bewegten sich langsam, fast feierlich nach Norden, nach dem Ausfluß des Sees. Wo zwei sich begegneten, begrüßten sich die Männer durch ein lautes, freudiges Zurufen, und je mehr sie sich dem Ufer näherten, um so enger schloß sich der Zug, der sich ausnahm wie eine Völkerwanderung.

Sie steuerten alle demselben Landeplatz zu, und dort waren schon andere, die Kahn um Kahn in Empfang nahmen und durch freundliches Händeschütteln die Ankommenden begrüßten.

Am Landeplatz war eine große Wiese, das heißt eine Stelle, an der Wald ausgerodet und der Boden geebnet war. In der Mitte dieses Platzes brannte ein hellloderndes Feuer auf einem breiten Stein. Einige Frauen bemühten sich um das Feuer, und eine Anzahl Kinder trug aus dem nahen Walde allerlei Holz und Reisig herbei. Andere Frauen brachten Blumen, wie sie rings in der Umgebung wuchsen, und streuten sie auf den Boden. Besonders viele in der Mitte, in der Nähe des Feuers.

Natürlich gab es unter den Männern und Frauen, die sich hier begrüßten, vieles und wichtiges zu erzählen. „Du hast ein schönes Horn da an der Seite," sagte ein alter, weißbärtiger Krieger zu einem herkulisch gebauten Mann. „Das war kein kleiner Ur, der das getragen."

„Mein Junge erlegte ihn. Er war damals sechzehn Jahre alt und stellte sich ihm mit seiner Axt entgegen. Das reizte das Tier, und es ging ihn an. Mein Junge tat einen Seitensprung und versetzte dem Stier, der an ihm vorüberrannte, einen Schlag hinter die Hörner.

Der Ur hatte aber noch die Kraft, sich umzudrehen und faßte mit dem Horn den braven Buben an der Lende, der ihm dabei noch einen Stich in den Hals versetzte.



Es war ein guter Stich. Auf dem Platze lag der Ur und röchelte verendend sein Leben aus. Aber auch mein braver Junge schloß die hellen Augen langsam und hat sie nicht mehr aufgemacht. So trag' ich das Horn mit

besonderem Stolz und möcht' auch nimmer davon lassen."

Der alte Mann, dem das erzählt wurde, sah eine Weile zu Boden, denn auch er hätte eine Geschichte sagen können, wie er eines seiner Kinder in den Klauen eines Bären verenden sah; doch das hätte den Schmerz des anderen nur neu aufgegraben.

„Ihr habt es härter da hinten in den Bergen."

„Die Natur ist wilder und fordert straffere Arme. Solch leichte Burschen wie jener dort" — er zeigte auf einen schlanken Mann mittlerer Größe — „die wären da hinten bald geknickt."

„Das ist der Gonzy, unser Waffenschmied. Der ist zwar nicht so stark wie mancher andere, aber er hat dafür seine Stärke hier." Er deutete an seine Stirne. „Das ist auch was. Man unterschätzt den leicht."

An einer anderen Stelle wurde die Geschichte von einer Frau, die einer von den Höhlenmenschen sich geholt hatte, erzählt. Es war eine alte Geschichte. Einige von den Bewohnern der Gegend wohnten nämlich auch in Höhlen, die sie an den Felswänden der umliegenden Berge gefunden und für sich zurecht gemacht hatten. Einer von diesen hatte sich auf dem See ein Mädchen geholt, auf dem einfachsten Wege mitgenommen. Darüber war natürlich Empörung in der ganzen Sippschaft entstanden. Und eines Tages kam ein bewaffneter Besuch des Schwiegervaters, der nicht die besten Beziehungen versprach; aber die junge Frau trat dazwischen, und die Männer steckten ihre Äxte in den Gürtel.

Die Gespräche verstummten, denn jetzt ging man an die Aufgabe des heutigen Tages. Es sollte nämlich ein Herzog gewählt werden. Das geschah ungefähr in der Form, in der man einige tausend Jahre später

am Rhein die deutschen Könige und Kaiser wählte. Ein Unterschied war freilich dabei. Es gab noch keine Edlen — aus dem einfachen Grunde, weil man noch nicht die „Unedlen“ erfunden hatte. Es gab keine Freien und Unfreien, weil alle für dieselben Ziele kämpften, weil sie alle sich gleichwertig fühlten.

Darum war eine solche Wahl auch das Wichtigste, was geschehen konnte. Der Herzog war nicht nur der Anführer in den Kämpfen mit den wilden Bestien und gegen räuberische Feinde, er war auch Richter über alle Streitfälle, die letzte Instanz in allen Gegensätzen. Er bezog aber keinerlei „Apanage“ und ging darum neben seiner Würde seiner Arbeit nach, wie der andere, der nicht Herzog war. Natürlich konnte für die Auswahl eines geeigneten Mannes nur die persönliche Tüchtigkeit entscheiden.

Da diese Tüchtigkeit vor allem anderen mit der Axt in der Hand bewiesen werden mußte, so galt da keine Vetterschaft und keinerlei Fürsprache. Es entschied allein die Leistung, und ein gerader, aufrichtiger Charakter war die Grundforderung in seelischer Richtung.

Es ist begreiflich, daß man da viel zu reden und zu überlegen hatte. Denn es wußte noch keiner, ob er nicht als Herzog heimfuhr.

Indessen man darüber sich unterhielt, wuchs die Menge der Männer und die Neugier der Frauen. Zwischen den Jüngeren wurden auch Scherzworte ausgetauscht, und da und dort flogen Blumen als Wurfgeschosse hin und her. Dabei wurde das Treiben auf dem Platze immer lauter und kein Mensch achtete darauf, daß sich in der Nähe etwas abspielte, das sonst das Interesse wohl herausgefordert hätte.

Gonzy der Schmied war wieder an seine Arbeit ge-

gangen, und er zirkelte noch immer an seiner Bronzeschlange herum. Neben ihm stand Zaya.

„Für wen ist das?“ fragte das Mädchen.

„Ich weiß es noch nicht, vielleicht für die neue Herzogin. Willst du mir mit dem Reiherflügel nicht das Feuer anfachen?“

Das tat Zaya sehr gern. Der Schmied hielt sein Arbeitstück über die Kohlen, und wenn es wieder genügend gewärmt war, nahm er es auf den Stein und walkte es gleichsam aus, daß es immer noch länger, schlanker und zierlicher wurde.

„Die kann sich freuen, die Herzogin.“

„Bist du neidisch, Zaya?“

„Ach was!“ rief das Mädchen. „An so etwas liegt mir überhaupt nichts.“

„Das ist aber schade!“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, es ist schade, daß du gerade an so etwas keine Freude hast. Schau, wenn ich tagelang so halb im Verstohlenen so ein Ding gestalte, da komm' ich mir so groß und glücklich vor. Ich weiß nicht, was es ist: weil sonst niemand das kann, oder weil das an sich eine so schöne Arbeit ist. Aber daß gerade du dir das gar nicht denken kannst, das ist mir eigentlich nicht recht.“

Das Mädchen fächelte weiter, und die Arbeit ging vorwärts. Aus der Ferne, wo die anderen waren, hörte man, daß allerlei Vorbereitungen ihrem Ende nahe waren. Auch das Schmuckstück war nicht mehr weit davon, und um es richtig auszuprobieren, hielt es der Künstler von Zeit zu Zeit über den Arm des Mädchens. Vorläufig war es eine gerade Schlange, hell leuchtend und zierlich ausgearbeitet.

Und weil es gar so schön zusammenpaßte, der gebräunte Arm und das goldglänzende Metallstück, bat

Gonzy: „Laß mich es einmal umbiegen. Ich möchte sehen, wie es sich in Wirklichkeit macht."

Das ließ sie ganz gerne geschehen. Mit viel Sorg-



falt und Geschick wand er das Armband einmal um den runden Vorderarm. Die Sonne glänzte auf dem Metall, und als jetzt Gonzy das Mädchen ansah, da merkte er, daß es doch nicht so ganz ehrlich gewesen war mit

der Verachtung seiner Arbeit; eine leichte Röte schimmerte durch das Braun der runden Wangen, und mehr als die Sonne im neuen Metalle glänzte da eine heimliche Freude in diesen klaren Mädchenaugen.

Er wand das Band noch einmal herum.

„Oh, das wirst du gar nicht mehr losbringen!“ rief Zaya.

„Man sieht sonst nicht, wie schön es ist,“ gab er ihr zurück.

Sie sagte nichts darauf und hielt den Arm geduldig hin. Vorsichtig machte er mit den geschickten Fingern des Handwerkers eine dritte Wendung.

Sie sagte nichts mehr, wollte aber den Arm zurückziehen.

Da hielt er die Hand fest. „Nein, Zaya, es paßt so gut! Laß mir die Freude!“

Er machte eine vierte, eine fünfte und eine sechste Windung der Bronzeschlange, jetzt sah man erst, wie schön das war. Des Mädchens Augen wurden immer größer, und auf einmal, als es sich in seiner Freude entdeckt sah, da schämte es sich, weil es vorher so leichthin das verworfen hatte, was ihm jetzt das Herz rascher schlagen machte.

Da ertönte ein Hornruf vom Platze her, wo die anderen waren.

„Ich muß jetzt gehen,“ sagte Gonzy und legte seine Werkzeuge an ihren Platz.

„Nimm die Schlange ab!“ bat das Mädchen.

„Es ist zu spät, ich kann sie jetzt nicht mehr herunter nehmen, sonst versäume ich die Wahl!“

„Die Schlange der Herzogin will ich nicht tragen!“

Aber der Schmied war schon auf dem Wege. „Laß sie nur, denn sie steht dir gut, die Schlange der Herzogin!“

Er ging, und Zaya blieb zurück. Sie ließ den Arm sinken, auf dem das Schmuckstück brannte; es war ihr unangenehm, es zu besitzen, und noch unangenehmer, daran zu denken, daß man es ihr wieder nehmen und einer anderen um den Arm winden würde.

Sie versuchte schließlich selbst, es loszumachen, aber so einfach es umgebunden worden war, so schwer war es jetzt, es abzuwinden. Sie stand unschlüssig. Gern wäre sie zu den anderen Frauen gegangen, aber so wollte sie es nicht. Einmal durchzuckte sie der Gedanke: „vielleicht wirst du selbst Herzogin, Zaya, dann könntest du das Armband behalten“ — dann lachte sie sich aus darüber und schlich dem Versammlungsplatz näher, so daß sie sehen konnte, was geschah, ohne selbst bemerkt zu werden.

Auf dem Platze war ein großer Kreis gezogen worden, der durch Waffen, die dort lagen, umgrenzt wurde. Das war eine weise Vorsicht, ja, es hatte jeder noch den Schwur abzulegen, an diesem Tage keine Waffen zu gebrauchen, und keiner durfte mit den Waffen in den Händen oder auch nur an der Seite den einmal geweihten Kreis übertreten. So sollten alle Händel, die sich aus oder bei der Wahl ergeben konnten, im voraus unterdrückt werden.

Die Wahl selbst war sehr einfach. Durch Zuruf wurden eine Anzahl Männer in den engeren Kreis gewählt. Aus diesen schieden zunächst einige freiwillig aus, schließlich waren nur noch drei im Kreise. Von diesen dreien hatte der eine einen grauen Bart und eine gebückte Haltung, sonst war er am besten mit einem Bären zu vergleichen. Ein wilder Trotz lag über seiner Stirn, und er prüfte die beiden Rivalen. Sie waren beide durch körperliche Größe ausgezeichnet, sonst kannte er sie nicht.

Er blieb im Kreis; der zweite war viel jünger als die anderen beiden, er war ausgesprochen schön gewachsen und war von denen erwählt worden, die auf die Schönheit sahen. Der dritte war ein Mann in braunem Barte, etwas kleiner als die anderen zwei.

Im weiten Umkreis war es still. Der letzte Wahlgang wurde vorbereitet. Man grenzte drei Segmente des Kreises ab, indem man weißen Sand auf die grüne Erde streute und so Striche markierte. Vorgesehen war, daß für jeden der drei Männer, die in der Mitte beisammen standen, ein Segment bestimmt werden sollte, in dem sich seine Wähler sammelten.

Schon waren einige in die verschiedenen Segmente eingetreten, da sagte plötzlich der Jüngste zu dem Graubärtigen: „Bist du es nicht, der ein Kind aus einem Geiernest geholt?"

Der Angeredete sagte nichts, aber einer der anderen gab die Antwort: „Ja, das hat er getan, und es ist nicht einmal das Beste, was er getan hat."

Darauf trat der Jüngste aus dem Kreis in der Mitte. Es waren nur noch zwei darinnen.

Jetzt war die Wahl einfacher. Man teilte sich in zwei Haufen und zählte jeden dreimal.

Die überwiegende Mehrheit blieb dem Jüngeren. Der andere schritt aufrechter als er sonst zu gehen pflegte aus dem Kreise, und die Freunde des neuen Herzogs kamen, um ihm ein frohes Wort zu sagen.

Einer stieg auf den Stein in der Mitte und rief es laut, als wenn es alle Wälder hören sollten: „Hoch lebe Groff, der Herzog!"

Aber noch war die Handlung nicht ganz fertig, denn der neue Herzog hatte das Recht, eine Frau zu wählen, die ihm von der Sippe, zu der er gehörte, geschenkt wurde. Sonst entschied die natürliche Neigung zweier

Menschen darüber, ob sie zusammengehören wollten oder nicht. Die Zeit erforderte ein starkes Geschlecht, und darum konnte es keine andere Auswahl geben, als die von der Allmutter Natur selber gegebene. Nur der neue Herzog durfte sich das Mädchen auch aus fremden Sippen aussuchen, das ihm am meisten zusagte. Das Recht galt auch dann, wenn er bereits, wie es bei Groff der Fall war, eine Frau hatte und Familie besaß.

Drei Männer, die Ältesten der Gegend, gingen zu dem Neugewählten und frugen ihn nach seiner Wahl.

Er besann sich nicht lang. Mit heller Stimme sagte er den Namen, den alle kannten: „Zaya!"

„Zaya!" riefen die drei Männer, „Zaya" flüsterten alle Frauen und Mädchen in der Runde. Aller Blicke suchten Zaya.

Die stand in einiger Entfernung verborgen hinter einem blühenden Strauch. Sie hatte gehört, was geschehen war.

Im Augenblicke bäumte sich etwas in ihr auf. Die Frau dieses Mannes sollte sie sein? Nie im Leben!

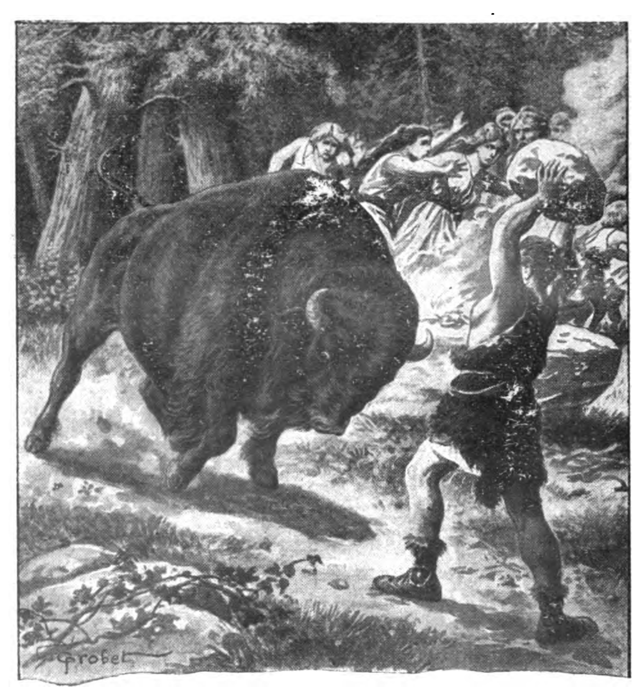
Schon einmal hatte er um sie geworben, und ein andermal war sie ihm im Walde begegnet, und nur ihre schnellen Füße retteten sie vor seiner Liebe, die sie nicht erwidern konnte. Jetzt konnten freilich die schnellsten Füße sie nicht retten.

Sie machte eine leise Bewegung und sah den Schmuck, der ihren Arm zierte, in der Sonne glänzen. Wie ein Hohn schien es ihr, daß sie das trug. Was hatte sie mit dem Schmuck zu tun? Sie zerrte in Wut daran, aber er wich nicht.

Indessen rief man auf dem Platze zum zweiten Male nach der neuen Herzogin. Jetzt galt es schnell zu handeln.

Da hörte sie, wie nicht weit von ihr entfernt ein Ur

mit mächtigem Gebrüll aus dem Walde brach. Er rannte in wilden Sätzen auf den Platz zu, wo die Männer versammelt standen und bereit waren, ihre Herzogin zu empfangen.



Als der Ur der Menge ansichtig wurde, blieb er einen Augenblick stehen.

Laut aufkreischend liefen die Frauen und Kinder auseinander. Auch die Männer wichen zurück. Sie hatten ja keine Waffen in den Händen.

Nur einer blieb stehen, das war der neue Herzog.

Der Ur senkte den Kopf, daß die Schnauze fast den Boden berührte, und lief langsam auf den Mann zu,

der in der Mitte des Platzes allein stand. Da bückte sich der neue Herzog und ergriff einen schweren Stein, der vor ihm lag; den hob er mit beiden Händen hoch über den Kopf und erwartete den Stier.

Als der Ur noch etwa drei Schritte von dem Manne, auf den er es abgesehen hatte, entfernt war, schleuderte dieser den schweren Stein nach ihm.

Hätte er ihn mitten auf den Schädel getroffen, wohin er gezielt hatte, so wäre die Hirnschale des Stieres zerplatzt wie eine Seifenblase, hätte er ihn weiter hinten, auf den Bug getroffen, die Schulterblätter wären gesprungen. Aber der Stein flog auf den gesteiften Nacken und prallte ab wie auf Gummi.

Jetzt wollte der Herzog den Ur bei den Hörnern fassen, dazu war es aber zu spät, und ehe er dazu kam, hatte ihn der Ur geworfen und schleuderte ihn laut brüllend auf die Seite.

Der Ur blieb einen Augenblick stehen, und wie im Bewußtsein seiner Leistung sah er um sich, als wollte er fragen: „wer hat weiter Lust, mit mir einen Gang zu tun?“

So wenig verlockend das schien, so dauerte es doch nur Sekunden, dann trat ein anderer in den Kreis. Ein Mann ohne Waffen, nicht schwer gebaut wie der Herzog, der leblos auf dem Boden lag, aber geschmeidig und gewandt. Langsam ging er auf den Ur zu, der sich fast des Gegners zu schämen schien, denn vorläufig sah er ihn in aller Ruhe auf sich zukommen.

Auch die Männer, die ringsum standen, wußten nicht recht, ob der Verwegene den Verstand verloren hatte, oder ob er ein Leben zu viel in seinem Körper fühlte.

Den Gegner unterschätzen, das hat schon manchen tüchtigen Kämpfer gekostet, und so ging es auch hier — dem Ur.

Er nahm seinen Anlauf zu spät und wollte das durch Heftigkeit einholen. Dabei verlor er sein Ziel. Der Mann tat einen Seitensprung und trat dem Ur dabei mit voller Kraft in das Knie des rechten Vorderbeines, so daß er stürzte.

Jetzt griff der Mann nach dem Kopf des Ur, faßte ihn mit dem Daumen und dem Mittelfinger der rechten Hand in die beiden Nasenlöcher, mit der linken Hand packte er ein Horn, und drehte dem Stier den Kopf um.

Der Ur brüllte und schüttelte, aber es half ihm nichts — er kam nicht los.

Jetzt liefen die Männer herzu und man schlug den Ur mit Steinen auf den Kopf, bis er betäubt war und verendete.

Dann wurde es still im Kreise, und einige Männer gingen zu dem Herzog hin, der immer noch am Boden lag.

„Herzog, hörst du uns?“

Der aber sagte mit schwacher Stimme: „Der dort sei euer Herzog!“

Er deutete auf den Stiertöter. Es war Gonzy der Schmied.

Sein Wille geschah. Jubelnd rief man den neuen Herzog aus.

— — — — — — — — — — — — — —

Zaya hatte von alle dem nichts gesehen. Als sie den Lärm vernahm, der sie in den Tiefen ihrer Seele erschüttern machte, preßte sie die Hände vor das Gesicht und kniete neben einem dicken Eichenstamme nieder.

Erst als sie eine bekannte Stimme neben sich vernahm, horchte sie auf.

„Zaya,“ fragte jemand, „willst du mein Weib werden?“*)

*) Siehe das Titelbild.

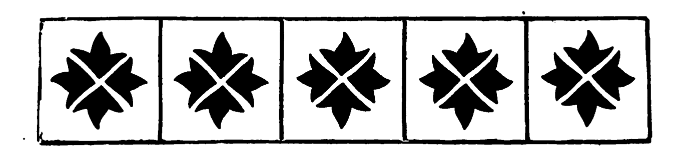
„Sie muß — sie muß!“ riefen die Frauen.

„Zaya, ich frage dich, willst du mein Weib sein?“

Da streckte sie die Hand mit der goldglänzenden Schlange hin, und Gonzy der Schmied hob seine junge Frau auf, und führte sie mit den anderen Frauen auf den runden Platz, wo man zur Hochzeitsfeier rüstete.

Einmal streichelte er ihren Arm, um den der Schlangenreif gewunden war, und sagte: „Er war doch für die Herzogin!“





Der selige Major.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Frau v. Kalau nahm Hut und Mantel und eilte auf die Straße, um die Verlobungsanzeigen ohne Verzug drucken zu lassen.

Unweit ihrer Wohnung stieß sie auf Professor Stettenborn, der grüßend an ihr vorüberging, auf ihren Anruf aber stehen blieb und einen Schritt zurücktrat.

Sie hielt ihm das im Winde flatternde Blatt Papier entgegen. „Können Sie raten? Oder haben Sie schon gehört?“

„Weder das eine, noch das andere.“

„Also: meine Tochter Barbara hat sich gestern mit dem jungen Mertens verlobt.“

Die mütterliche Freude leuchtete ihr so klar aus den Augen, daß Stettenborn seine Abneigung gegen sie vergaß und ihr die Hand drückte. „Meinen besten Glückwunsch — auch der schönen Braut, bis ich selbst Gelegenheit nehmen kann — Sie verzeihen, ich bin sehr eilig. Frau v. Klüver erwartet mich seit einer Stunde, aber ein schwerer Fall hat mich so lange aufgehalten.“

„Schön — schön!“ sagte sie freundlich. „Kommen Sie nur bald. Barbara wird sich sehr freuen.“

Er hatte niemals gehört, daß diese Verlobung in Sicht sei, vielmehr stets Meta Breunicke für die zukünftige Frau Mertens gehalten. So war es natürlich, daß diese Nachricht ihn überraschte. Er schüttelte den Kopf. Schlecht zu begreifen war es, wie diese purpurheiße Blume, ohne Schaden zu nehmen, in das dürre Nutzungsbeet der alten Mertens zu verpflanzen sei. Zwar schätzte er Arnolfs Persönlichkeit hoch ein, aber auch hier stieß er auf einen Widerspruch zwischen der sprühenden Lebenslust Barbaras und dem ernsten Innenleben ihres Verlobten.

Indessen diese Gedanken schwanden, je mehr er sich der Villa Klüver näherte, die in ihrem Schlößchenstil sich blendendweiß vom blauen Himmelshintergrund abhob. Er konnte es vor sich selbst nicht verleugnen, daß dieser Gang weitab lag von der berufsmäßigen Gelassenheit, die ihn auf sonstigen Gängen zu begleiten pflegte, und daß es eine Regung der Spannung und Erwartung war, die seinen Schritt beschleunigte, und die nicht nachließ, bis die liebliche, blonde Frau vor ihm stand und ihre Hand vertrauend in die seine legte.

„Ich hatte schon damit gerechnet, Sie heute nicht mehr zu sehen," sagte Christa, und der blaue Glanz ihrer Augen leuchtete ihm wie ein Sonnenstrahl ins Herz. „Ungeduld ist eine Untugend — aber ich war sehr ungeduldig."

Wie er sich über ihre Hand neigte, glaubte er wieder ein leises Beben in derselben zu empfinden. „Wenn es in meiner Macht gelegen hätte," sagte er aufblickend, „sollten Sie meine Pünktlichkeit bewundert haben. Aber ein armer Mensch, auf einem Neubau verunglückt, nahm meine Hilfe ganz in Anspruch. — Sie zürnen mir doch nicht?" fragte er scherzend. „Das wäre eine zu harte Strafe." Er glaubte nie etwas so Reizendes gesehen

zu haben als das lichte Rot, das über ihre Wangen huschte. „Darf ich nun wissen —“

Unschlüssigkeit und Verlegenheit spiegelten sich in ihren Zügen, als sie leise sagte: „Es ist mir so peinlich, davon zu sprechen — ja, fast erscheint es mir wie ein Unrecht. Nur mein großes, mein unbeschränktes Vertrauen —“

„Sie dürfen es in mich setzen,“ unterbrach er ihr Zögern. „In jeder Beziehung dürfen Sie mir Ihr Vertrauen schenken. Niemals kann ein Mann und Arzt es höher bewertet haben, als ich es tue. Erleichtern Sie Ihr Herz. Es handelt sich um das Kind?“

Sie sah noch immer vor sich nieder. „Nein, diesmal nicht. Aber ich habe niemand, den ich fragen könnte — nur Sie allein.“

Er legte seine Rechte auf ihre gefalteten Hände. „Also um Sie selbst?“

Sie schüttelte den Kopf. „Um meinen Mann. — Ich habe,“ sagte sie rascher, „oft und immer wieder an Einbildung geglaubt, aber ich darf mich nicht länger selbst betrügen. Ich weiß nicht, was es ist, aber etwas an ihm oder in ihm ist nicht so, wie es sein sollte,“ flüsterte sie mehr als sie sprach.

„Auch nicht, wie es war? Sonst war?“ fragte Stettenborn aufmerksam.

„Nein, keineswegs.“

Wie sie jetzt zu ihm aufsah, war es, als durchflösse ein befreiender Strom ihre aufgestaute Sorgenlast, und mit zitternden Lippen versuchte sie ein Lächeln.

„An seine Verbitterung durch das arme Kind bin ich ja gewöhnt, wie an die Freudlosigkeit und Friedlosigkeit, die damit in Zusammenhang stehen. An alles Leid,“ wiederholte sie tiefaufatmend, „bin ich gewöhnt. Nur eines kann ich nicht begreifen —“

„Sprechen Sie aus, was Ihnen Sorge macht," sagte Stettenborn mit warmer Herzlichkeit. „Ich bin dazu hier, Ihnen mit bestem Willen zu helfen, soweit es in meiner Macht steht."

„Ich kann den Wechsel seiner Stimmung, diesen schneidenden Unterschied in derselben oft nicht begreifen," flüsterte sie, ihr Haupt zu ihm neigend, als scheue sie sich, ein heimliches Unrecht zu begehen. „Ein verdrossener, gebeugter und lebensmüder Mann — plötzlich wie durch ein Wunder von Frische und Regsamkeit durchdrungen, von einer Elastizität und guten Laune — wie Sie ihn gestern sahen."

„Allerdings, sehr guter Laune," wiederholte er.

„Schelten Sie mich töricht, Herr Professor," sagte Christa mit zuckenden Wimpern, „bitte, tun Sie es — so fällt eine unbegreifliche Furcht von mir ab. Denn ich habe Furcht vor diesem Stimmungswechsel. Es ist mir immer, als läge ein gespenstisches Licht darüber, als wäre es nur eine Maske, die seine Unzufriedenheit und Verschlossenheit birgt. — Lieber," fügte sie errötend zu, „will ich den Vorwurf, unser armes Kind geboren zu haben, in seinen Zügen lesen als diese leichtlebige Gelassenheit."

„Sind solch heitere Anwandlungen von längerer oder nur von kurzer Dauer?" fragte Stettenborn, und die flüchtige Verwunderung, die Klüvers Verhalten gestern in ihm erregte, kehrte bedeutungsvoller zurück.

„Der Stunden, in denen wir uns täglich zusammenfinden, sind nicht viele," sagte Christa mit ihn tiefbewegender Offenheit, „so kann ich die Dauer der einen wie der anderen Stimmung nicht gegeneinander abmessen. Aber ich glaube sagen zu können, daß dem elastischen Aufschwung immer ein größerer Tiefstand des Allgemeinbefindens folgt, als er zuvor bestand."

„Auch heute? Oder gestern abend vielleicht schon?“

„Schon gestern. Beim Abendessen war es, als fiele er in sich zusammen. Ich las es in seinen Zügen, die immer müder und abgespannter wurden. Freilich, es ist einem nervösen Menschen nie angenehm, nach seinem Befinden befragt zu werden, besonders wenn es mit angstvoller Miene geschieht, aber —“

„Sie wollen sagen, daß Herr v. Klüver solche Fragen mit Erregtheit ablehnt?“

„Mit großer Erregtheit,“ sagte sie leise. „Sie verletzen ihn im eigentlichsten Sinne. Man fühlt, wie zuwider sie ihm sind, und wie empfindlich sie ihn berühren. So bin ich genötigt, mich aller Fragen zu enthalten. Ihnen gegenüber mußte ich mir aber das Herz einmal freisprechen.“

Wie sie vor ihm saß, die Augen bittend auf ihn gerichtet, überkam ihn ein tiefgefühltes Mitleid. Der glänzende Luxus, der sie umgab, tat ihm weh für sie, die unbewußt aus dieser drückenden Pracht sich hinaussehnte in eine freiere, in eine glücklichere Atmosphäre, die in ihr auslöste und zur Reife brachte, was widernatürlich gefesselt worden war.

„Und Sie wissen keinen Grund, der diese heitere Laune hervorrufen könnte?“ fragte er mit schonungsvollem Ernst.

Glühendrot ward ihr Antlitz, als sie leise sagte: „Er ist von jeher der nüchternste Mann gewesen, geradezu enthaltsam in geistigen Getränken.“

Er drückte ihr sanft die Hand. „Ein Arzt muß klar sehen — nicht wahr? Sonst verfehlt er den Weg.“

„Werden Sie ihn finden?“

„Ich hoffe. Das, was Sie mir anvertrauten, wird mich dahin führen. — Wissen Sie, was ich möchte?“ fuhr er rascher fort, das düstere Thema beiseiteschiebend.

„Ich möchte Sie für einige Wochen aus allem hier herausreißen und auf Reisen schicken."

„Da brauchte ich nur auf eines unserer Güter zu gehen," fiel sie lächelnd ein. „Dort ist so schöne Stille und so viel Frieden. — Vielleicht," fuhr sie nachsinnend fort, „würde aber jetzt auch diese Stille sich beängstigend auf mich legen. Damals, als ich von dem Leid des Lebens noch nichts wußte und die Welt wie einen Blumengarten ansah, der im Winter welkt und im Frühling um so herrlicher aufblüht, damals war mir die Stille der Felder und das Schweigen des Waldes so vertraut —"

„Ihre Wiege stand also auch auf dem Lande?" fragte er, entzückt von dem träumerischen Glanz ihrer Augen.

„Die Ihrige auch?"

„Natürlich. Ich bin ja ein Förstersohn. Meine Wiege stand in Stolzenhagen."

Wie ein Sonnenstrahl glitt es über ihr Gesicht. „Auf dem Gute meines Vaters," sagte sie, ihm die Hand reichend. „Sowie ich zuerst Ihren Namen hörte, fiel mir das schmucke Häuschen ein mit dem Hirschgeweih über der Tür. Aber ich ahnte nicht —"

„Fräulein v. Linsingen also?" fragte er, die schlanken Finger an seine Lippen drückend.

Sie nickte. „Meine Eltern sind beide tot. Das Gut mußte verkauft werden. Es kam sehr wenig für mich dabei heraus. Aber damals — jetzt denke ich an etwas, das Ihnen selbstverständlich längst entfallen ist," fuhr sie mit einem reizenden Gemisch von Ernst und Scherz fort, während ihre Augen an seinem Antlitz hingen. „Es kam einmal spätnachmittags ein junger Student singend den Weg entlang zwischen den reifenden Kornfeldern — und da sprang ein Kind auf ihn

zu und drückte ihm einen Kornblumenstrauß in die Hand —“

„Das waren Sie?“ fragte er überrascht. „Natürlich, es war das kleine Fräulein v. Linsingen mit ihrer Gouvernante.“

Sie nickte. Als wenn ihre Seele Flügel entfaltete, so leicht flogen ihr jetzt Gedanken und Worte zu. „Wie Sie mir damals imponiert haben! Gar nicht zu sagen. Ich versuchte noch ein paarmal, Sie wiederzusehen und mit Blumen zu beschenken, aber erstens bekam ich Schelte dafür, und dann waren Sie abgereist. Und als Ihr Vater Stolzenhagen verließ, da war es ganz aus und vorbei.“

„Und nun habe ich den Vorzug und das Glück,“ sagte er mit warmer Innigkeit, „Ihnen gegenübersitzen zu dürfen. So spielt das Leben mit uns. Ein ewiges Wechselspiel von Finden und Verlieren. In diesem Falle erfreulicherweise von Verlieren und Wiederfinden. — Mir ist es nicht ganz leicht geworden, den Platz zu erkämpfen, auf den ich gelangen wollte. Aber der Wille ist der Schlüssel zur Macht. — Wir sind also alte Bekannte, Frau Baronin. Da müssen wir treulich zusammenhalten, und auf alles, was ich kann und vermag, haben Sie den ersten Anspruch. Soll ich das Kind noch einmal ansehen?“

„Nein,“ sagte sie leise. „Es ist nichts verändert.“

Es drängte ihn zu einer Frage, die außerhalb dessen lag, was ihn als Arzt interessieren konnte. „Wie alt waren Sie, als Sie Herrn v. Klüver heirateten?“

„Achtzehn Jahre.“

„Da hat man Ihnen sehr früh die Jugendzeit durchschnitten,“ sagte er mit nicht zu unterdrückendem Vorwurf.

Sie senkte das Haupt. Jahre waren vergangen,

bevor sie das nur zu denken wagte, und auch dann nur als ein Unrecht gegen den Mann, dessen Namen sie trug. Und tief und schweigsam verschloß sie es bis zu dieser Stunde in ihrer Seele. Aber plötzlich, wie eine Eingebung, kam die Gewißheit über sie, daß ein Augenblick kommen mußte, der den Riegel beiseite schob. Sie zitterte davor und hegte doch ein sehnendes Verlangen, ihr Denken und Empfinden dem Manne zu entschleiern, dessen mitfühlendes Verständnis wie warmer Lenzeshauch durch Bangigkeit und Kümmernis bis ins Verborgene drang.

Er las genug aus diesem Schweigen, um abermals das Thema zu wechseln. „Ich kann mich mit einer Neuigkeit verabschieden. Soeben teilte mir Frau v. Kalau die Verlobung ihrer Tochter mit dem jungen Mertens mit. Nun sind Sie so erstaunt wie ich,“ schloß er scherzend.

„Es weht etwas Besonderes um dieses schöne Mädchen,“ sagte Frau v. Klüver nachdenklich. „Oder, besser gesagt, es geht etwas Besonderes von ihr aus. Zuweilen, wenn ich bezaubert bin von ihrer Schönheit —“

„Frau Baronin,“ unterbrach er sie lächelnd, „daß eine Frau der anderen so viel Gerechtigkeit widerfahren läßt und uneingeschränkt schön nennt, was wirklich schön ist, erfüllt mich mit der größten Hochachtung.“

„Kann man denn hier anders?“

„O ja, man kann. Man setzt ein Aber dahinter und löscht damit zur guten Hälfte aus, was vordem Günstiges geäußert worden ist. Dieses Aber kann Wunder wirken, es klingt so harmlos und ist so scharf geschliffen, es täuscht Bedauern vor und ist sehr grausam. Ein guter Mensch, aber — der Nachsatz lautet: dumm!“

Christa nickte lächelnd. „Es mag so sein. Was ich hinzufügen wollte, bezog sich auf ein persönliches Ge-

fühl. Es weht von Barbara Kalau zu mir herüber wie — wie —"

„Wie Neid!" sagte er. „Wohl möglich."

„Worauf?" fragte sie erstaunt.

„Auf die Umrahmung Ihrer Person. Weshalb denn nicht? Schönheit ist eine Königin — und Königinnen haben nicht gern mit Dürftigkeit zu schaffen. Wenn mich nicht alles täuscht, ist diese Verlobung Bürge für die Richtigkeit meiner Behauptung."

„Sie glauben nicht, daß Neigung —"

„Der Begriff Liebe ist dehnbar. Vieles schlüpft darunter. Wenn der russische Bauer sein Weib nicht wöchentlich einmal gehörig durchprügelt, beweint sie seinen Mangel an Liebe, und wenn türkische Eifersucht die Haremsdamen nicht hinter Gitter und Schleier sperrt, geht für ihr Empfinden die Liebe in die Brüche."

Sie wollte lächeln, aber ein pochendes Angstgefühl lähmte ihre Lippen. Hatte sie denn ihren Mann geliebt, den alternden, so lange ehefeindlich gesinnten Baron Klüver, den Mann, der unter dem Jubel der Tafelrunde beim Dessert ihr seine Hand antrug? Der nicht fragte, ob ihr Herz sein begehrte? Der nur ihre Hingabe an den Hauptstamm seines alten Geschlechts verlangte — weiter nichts? — Aus einer Nebelwelt undurchdachter, rechenschaftsloser Erinnerungen löste sich diese Frage wie eine züngelnde Flamme, die das Verschleierte durchleuchtete und Klarheit anstrebte. Sie ahnte plötzlich, weshalb Stettenborn mit seiner Antwort den Weg des Scherzes einschlug. Er schonte die Stelle, die ihr wehtun mußte, er schonte sie, weil er glaubte, daß auch sie, die Unvermögende, dem Klüverschen Reichtum sich ergeben.

Gegen diesen Irrwahn bäumte sich alles in ihr auf. Und dabei schlich ein Frösteln über sie hin in dem Ge-

danken, daß auch andere Augen das Geheimnis ihrer Lebensöde erkannt haben sollten.

Es stieg eine Anklage in ihr gegen die auf, die längst im Grabe ruhten, daß sie ihr besseres Wissen nicht schützend um die Unerfahrene breiteten, daß sie frohlockten, statt zu warnen, daß sie zuredeten, statt abzuwehren. Bis an die Lippen, die nicht lächeln konnten, drängte es sich wie ein Verteidigungsschrei: Ich strebte keinen Reichtum an! Ich wußte nicht, was ich tat!

Stettenborns Blicke wichen nicht von ihrem gesenkten Antlitz, dessen Blässe immer neue Blutwellen durchströmten und ihm die weiche Anmut erster Jugendlichkeit anzauberten.

Und so verwoben sich die Fäden, die zwischen Sympathie und Mitgefühl zart und unmerklich sich entsponnen, zu einem immer festeren Bande, das ihn als Schützer an ihre Seite zog und sie mit gläubigem Vertrauen zu diesem Schutze erfüllte.

Sie sah ihm nicht nach, als er von ihr ging. Er stand unverwandt vor ihren Geistesaugen mit der irrtümlichen Annahme in den Blicken, die jeden Blutstropfen in ihr zur Abwehr aufrüttelte.

Nie war ihr bisher der Gedanke gekommen, daß ein anderer als Heinrich Anton v. Klüver die Stelle neben ihr hätte einnehmen können. Es war alles so klar, so selbstverständlich gewesen, daß sie seinen Ring und Namen trug. In ihrer Heimat hätte eine Weigerung ihrerseits für unerhört und unzulässig gegolten.

Und jetzt? Jetzt fühlte sie die unausfüllbare Leere dieses Bundes, in Stettenborns Gegenwart klaffte sie auf zum ersten Male. Und dieses Gefühl versetzte ihr den Atem vor Beklemmung. Ein neues, in ihres Herzens Tiefe knospendes Regen umflorte ihre Augen.

Sie ging den einsamen Gang hinab zum Zimmer

ihres Kindes. Und angesichts dieses stummen Elends packte es sie wie eine kalte Faust, die ihr die Brust umkrampfte.

War das die Strafe für ihre gedankenlose Hingabe? Auf ihre Knie stürzte sie nieder vor dem Lager, abzubitten, abzuflehen, was wie ein Sturm durch ihre Seele brauste.

Sie vermochte nicht allein zu bleiben mit dieser Angst vor sich selber. Sie sprang empor und eilte wieder aus der Tür.

Zehntes Kapitel.

Die Nachwirkung der gestrigen Morphiumgabe kroch schwächend und erschlaffend durch Klüvers Körper, als er das Bett verließ.

Bleierne Schwere hatte seine Glieder im Schlaf umfangen und ein buntes Durcheinander wirrer Träume sein Gehirn durchwuchert. Er sah seinen Vetter Vollrad im Luftschiff das Stammgut umkreisen — immer enger und tiefer, bis zur Kirchturmspitze herab. Er sah das alte Sagengespenst seines Hauses, die schwarze Frau, über die Gartensteige herschleichen und mit ihrem langen Schleier alle Blumen abstreifen. Er sah die dunklen Wasser des Schloßteiches gurgeln und aus dem Strudel ein Etwas sich emporheben, das anzuschauen ihm graute, und das er doch ansehen mußte: sein Kind, die toten Augen starr auf ihn gerichtet.

Mit Schweißtropfen auf der Stirn war er erwacht, und zerschlagen an Leib und Seele erhob er sich vom Lager. Der Blick des Kindes haftete in seiner Erinnerung fest — er sah ihn jetzt noch vor sich hinschweben.

Vorfrühlingssonne durchzitterte das hohe Gemach mit langen Glanzstreifen und webte Lichtgespinste über

den farbigen Teppich. Die Wanduhr in ihrem Eichengehäuse tickte durch die lastende Stille. Es klang wie Unkenruf und Mahnruf der Zeit. Und mit diesen rastlosen Pendelschlägen schritt Klüver auch ruhelos auf und nieder, bis die Tür, durch die sein Vetter drohend davongestürzt, sich auftat und Christa in ihrem Rahmen erschien.

Er sah ihre verängstigten Mienen, deren Ausdruck sein schlechtes Gewissen auf sich bezog, und runzelte die Stirn. „Du könntest wissen, daß ich schreckhaft bin und daß, wenn ich am Kaffeetisch nicht erschien, gesundheitliche Gründe mich fernhielten. Wozu immer mit Fragen in mich dringen?"

Sie sah nicht die Spuren seines geheimen Lasters, als sie zu ihm eilte. „Heinrich Anton," sagte sie und hielt ihn am Arme fest, „ist es der himmlischen Gerechtigkeit möglich, Schuldlose zu strafen, um Schuldige zu treffen? Wohin soll sich der Glaube retten, wenn solch ein furchtbarer Zweifel ihn überfällt? Gibt es eine Ergebung, die auf solche Gedanken sich stützen kann?"

Ihre Augen flossen über. Sie lehnte die Stirn gegen seine Schulter.

„Was —?" Er löste sich aus der Umschlingung ihrer Hände. „Was sind das für Phantastereien? Wer spricht von Schuld? Wer hat Ergebung nötig?"

„Ich — du —" sagte sie, und die alte Scheu vor ihm ließ sie flüstern: „Wir beide haben sie nötig, so unaussprechlich nötig. Wir müßten ja zusammenbrechen ohne sie. — Ich habe," fuhr sie rascher fort, „sagen können: Dein Wille geschehe, nicht der meine. Ich habe mich damit vom Boden wieder aufgerichtet. Und jetzt," ihre Hände falteten sich ineinander, „jetzt kommt —"

„Was kommt?" fragte er mit sausendem Getön im

Ohr, das seine Nerven bis auf den Grund erschütterte. „Wer kommt?“

Sie sah ihn nicht an. In ihr lebte die Selbsterkenntnis auf, wie bar allen Glückes, aller Herzensfreude sie in seinen Armen gewesen war. „Der Gedanke,“ sagte sie mit zitternden Lippen, „daß wir beide, du und ich —“

„Das ist ja Wahnsinn,“ unterbrach er sie rauh. „Wenn du das Kind meinst —“

„Heinrich Anton,“ flüsterte sie, „aus Liebe nahmst du mich nicht zur Frau. Hättest du es getan, nie wäre der Weg an deiner Seite so dornenvoll, so sorgenschwer niemals geworden. Ich hätte in deiner Liebe Trost für uns beide gefunden.“

„Du sprichst von einem Mann in reifen Jahren,“ sagte er unmutig, „und jetzt zu einem durch schlechten Schlaf Ermatteten.“

„Ich habe das Kind geliebt,“ rief sie mit tiefster Innigkeit. „Mir war es, als ob mein ganzes Leben ihm fortan gehörte. Was kann eine Mutter mehr tun, als ihr Kind lieben, so wie es ihr gegeben ward!“

In ihm quälte die Verbitterung sich durch alle Niedergeschlagenheit durch. „Ich habe diese Rückgriffe übersatt,“ sagte er, gegen seine Schläfen pochend. „Und jede anklagende Verantwortlichkeit lehne ich ab. Wenn alle Vernunftehen das auf sich laden sollten, was mir beschert worden ist in meiner Ehe —“

Sie trat von ihm zurück. Ein tiefes Weh schnitt durch ihr Herz, daß ihre Arme kraftlos niedersanken. „Heinrich Anton“ — wie ein Seufzer kam's von ihren Lippen — „was hast du aus mir gemacht!“

Da stand sie wieder vor ihr, die blühende, lachende Maienzeit der Jugend wie ein blühender Garten, in goldene Wärme und Duft getaucht, als ob das Glück mit lachenden Augen vom Himmel auf die Erde schaue.

„Was hast du aus mir gemacht!“ wiederholte sie flüsternd.

„Das ist nach deiner Meinung also die beste Art, sich um einen Leidenden verdient zu machen: Staub aufwühlen und ihm die Luft beschweren! Ich habe an der Gegenwart genug zu tragen, ich brauche die Vergangenheit nicht heraufzubeschwören. Sonst“ — das noch nachwirkende Gift kroch fröstelnd durch seine Adern — „könnte ich so weit kommen, mein Junggesellenleben ohne diese Vaterschaft —“

Das Flackern seines Pulses schnitt die Worte durch.

In ihr kämpften und rangen die aufgescheuchten Gedanken nach Ausdruck und Erleichterung. Der Strom der Erkenntnis trat über und riß Scheu und Bangen mit sich fort. „Du hast mich deinem verwandtschaftlichen Hasse geopfert,“ sagte sie, und in ihren Augen flimmerte bittere Klage auf, „deinem Zorn gegen Vollrad v. Klüver. Darum bist du zu dem Entschluß gekommen, einen Erben haben zu wollen. Wer ihn dir gab, das war dir gleich. So stelltest du mich mit hinein in euren Unfrieden, gabst mich dem Haß der Darsower preis — denn sie hassen mich als die Urheberin ihres Beiseiteschiebens. Gib es auf, Heinrich Anton, ihnen feindlich zu sein. Gib dir selbst Ruhe. Beuge dich vor dem Schicksal. Biete Vollrad die Hand zur Versöhnung. Was will es denn sagen, wenn ihm die Aschenurne seiner Frau lieber ist als ein grüner Erdhügel, wenn er ihre letzten Reste keinem gönnte als sich selbst!“ Was sie nie zu berühren gewagt, floß wie eine Welle über ihre Lippen, unaufhaltsam und ohne Zagen. „Sein Vater war ein Verschwender, in dieser Schule ist er aufgewachsen. Wenn er gelebt hat, wie du es nicht billigen konntest, wenn er nicht ein Mann nach deinem Herzen war —“

Sie brach ab, denn was jetzt kommen mußte, schnitt ihr durch die Seele.

„Heinrich Anton," fuhr sie kaum hörbar fort, „der Schleifstein deines Hasses ist — unser Kind."

Ihm legte es sich wie ein eiserner Reif um die Stirn, er taumelte und griff um sich. „Geh! Geh hinaus!" stieß er mit Mühe hervor. Es kroch ihm wie brennendes Feuer durchs Gehirn.

Christa riß in Angst die Tür auf und eilte in die Halle hinaus. „Der Herr Baron ist erkrankt. Ruft Professor Stettenborn!"

Das Verschwinden des blauen Kleides wirkte belebend auf Klüvers Nerven. Er wankte zur Schwelle, der Riegel glitt lautlos ins Schloß und trennte die Außenwelt von ihm ab.

Mit unsicherer Hand öffnete er das Geheimfach des Schreibtisches. Noch zitterte seine Rechte, als er den Ärmel seines Hausrockes zurückschob. Den Stich, brennend wie ein Bienenstich, mit ungeduldiger Wonne empfindend, ließ er die Tropfen in seine Adern gleiten.

Christas Pochen an der Tür scheuchte ihn aus dem verbotenen Genusse auf. Wie ein ertappter Knabe barg er das blinkende Instrument voll sorgender Heimlichkeit in seinem Versteck.

Christas Hand rüttelte am Türgriff.

Da kam der Wandlungszauber schon über ihn. So elastisch, so leicht wurde es unter seinen Sohlen, als schritten andere Füße darauf hin. Bis ins Herz stieg das trügerische Wohlbehagen und regte seinen trägen Schlag zu lebhafterer Tätigkeit an.

Nun konnte er öffnen — widerwillig zwar, aber er tat es.

„Stettenborn wird gleich —" Christa stockte. „Ich glaubte — " sie stockte wieder.

„Ist es etwas so Staunenswertes, wenn eine schlechte Nacht Ermüdungserscheinungen zur Folge hat?" fragte er mit spöttischer Betonung.

„Nein," sagte sie leise, und ihre Augen glitten, sich selbst mißtrauend, über seine veränderten Züge.

„Was also soll Stettenborn hier? Ich will ihn nicht sehen."

„Er kommt nur," sagte sie, seine Hand ergreifend, „weil ich ihn rufen ließ. Du kannst ihm den Eintritt nicht verwehren. Wenn ich mich irrte —"

„So sieh zu, wie du diesen Irrtum ihm gegenüber berichtigst. Ich schließe mich davon aus. Ich will diese Krankheitsschnüffler nicht um mich haben, das weißt du."

„Sein Vorgänger war dir angenehm."

„Sein Wesen, ja. Aber dieser Stettenborn fällt mir auf die Nerven. — Ich werde mir," fuhr er mit einem Anflug von Scherz fort, „eine Autorität aus Berlin kommen lassen zu deiner Beruhigung, die mir dringend nötig erscheint."

Ihre Augen senkten sich, dann aber sah sie voll zu ihm auf. „Verzeih mir, wenn ich dich verletzt oder gekränkt habe. Ich wollte, daß du mir eine Last vom Herzen nähmest, du hast sie mir nun noch schwerer gemacht und zurückgeschoben."

„Du hast noch anderes im Sinne gehabt," unterbrach er sie lebhaft, „und dich zum Verbündeten der habgierigen Gesellschaft in Darsow gemacht. Du hast die Vermittlerrolle übernommen und sie mit einem Anschein von Fürsorge fadenscheinig bekleidet. Du hast dich nicht gescheut, dem Manne, der mich einen Narren genannt, das Wort zu reden."

„So wahr ich vor dir stehe, Heinrich Anton," sagte sie, diese unvermutete Anklage wie einen Schlag

empfindend, „an Vollrad dachte ich dabei nicht, nur an dich. Du solltest Frieden haben wegen deines Erbes.“

„Mein Erbe! Mein Erbe!“ rief er. „Ist es schon so weit mit mir nach deiner Ansicht, daß diese Frage so brennend wird? Noch bin ich Herr. Wenn die Darsower durch diese Hintertür sich wieder einschleichen wollten —“

„Du weißt es wohl, Heinrich Anton,“ sagte sie mit sanfter Würde, zurücktretend, „daß deine Heirat mit mir ihre Abneigung auf mich lenkte. Ich kann dich nicht hindern, Falsches von mir zu denken, wie ich dich nicht überzeugen kann, daß du dir selbst zum Schaden dich immer tiefer in Haß und Groll hineinlebst.“

Er lachte bitter auf. „Meinst du nicht, daß sie in Darsow ein Freudenfest gefeiert haben, als statt des gesunden Erben dieses — Geschöpf erschien? Ja, du hast Ursache, der Bande das Wort zu reden, du vor allen!“

„Herr Professor Stettenborn!“

Hinter dem anmeldenden Diener erschien schon die hohe Gestalt des Arztes.

Christa, durch die Wucht des letzten Angriffs dem Umsinken nahe, entzog sich dem forschenden Blick Stettenborns und ging schweigend an ihm vorüber zur Tür hinaus.

Klüver war zu sehr Weltmann, um nicht seine Abneigung zu verbergen. Er reichte dem Professor flüchtig die Hand. „Sie sind umsonst hergesprengt worden. Ich hatte eine schlechte Nacht — das ist alles. Meine Nerven waren etwas aufgeregt durch den gestrigen Basartrubel. Aber ein Ehemann darf keine Abspannung verraten, ohne daß die Gattin in Aufruhr gerät und nach dem Arzt schickt. Ich habe deswegen meiner Frau soeben schon Vorhaltungen gemacht.“

Stettenborn hatte aufmerksam zugehört und unmerklich seine Beobachtungen gemacht. „Sehr begreiflich, Herr Baron. — Ich darf aber wohl einmal, da ich nun doch hier bin, Ihren Puls fühlen?“

„Ganz überflüssig! Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich für diese Untersuchungen nicht schwärme. Ob der Apparat da drin“ — er wies auf seine Brust — „so arbeitet oder so, etwas schneller oder langsamer, macht mir wenig Kopfzerbrechen.“

„Ich möchte aber doch darum bitten. Die Nervenreizung scheint noch nicht völlig gewichen.“

„Soll sie auch gar nicht, lieber Professor,“ sagte Klüver etwas gereizt. „Ich befinde mich sehr wohl dabei. Ich weiß nicht, warum ich Ihnen so behandlungsbedürftig erscheine. Ich mir selbst keinenfalls.“

Er fühlte sich unbehaglich und unsicher den beobachtenden Augen gegenüber, die in ihm den Argwohn erregten, als schlüpften sie hinter das sorgsam behütete Geheimnis.

Und das geschah tatsächlich, trotz aller Abwehr und Verstellungskunst. Stettenborns Verdacht gewann die richtige Fährte. Er stand einem ausgesprochenen Morphinisten gegenüber, einem Opfer neuzeitlicher Widerstandslosigkeit. In dieser Erkenntnis lösten sich alle Gegensätze von selbst auf.

Aber Christa!

Die traurigen Bilder dieser Selbstzerstörung, deren Zeuge er oft gewesen, die Schlußkatastrophe, drängten sich ihm auf im allgemein menschlichen und persönlichen Interesse für die unerfahrene, nichtsahnende Frau, deren stilles Hinausgehen soeben sein Herz erschüttert hatte.

„Herr Baron,“ sagte er, wohl wissend, daß diesen Leidenden gegenüber die größte Schonung und Zart-

heit geboten war, mit zurückhaltender Ruhe, „ich bin nicht der Meinung, daß die Erregtheit, in der Sie sich augenblicklich befinden, wohltätig und ersprießlich ist. Ich halte vielmehr dafür, daß sie Ihrem Organismus durchaus schädlich ist."

Der Baron zuckte zusammen. Ein scheuer Blick glitt unter seinen Wimpern zu Stettenborn hinüber, und seine Hand legte sich fester um die Sessellehne. „Was wollen Sie damit sagen?" fragte er mit abweisender Schärfe.

Stettenborns Augen hafteten fest an ihm. „Was ich zu sagen verpflichtet bin, wenn meine Erfahrung mich dazu nötigt."

Klüver raffte sich zusammen. Er war das hochangesehene Mitglied eines bevorzugten Standes, der reichste Großgrundbesitzer der Provinz und mit Auszeichnungen aller Art bedacht. Und in diesem Bewußtsein richtete er seine hagere Gestalt empor, als er nachdrücklich sagte: „Ihre Erfahrungen in Ehren, Herr Professor. Nur wenn sie auf mich Bezug haben sollen, lehne ich sie mit Dank ab."

Stettenborn zuckte die Achseln, aber er verlor seine Ruhe nicht. „Dem wohlmeinenden Arzt Vertrauen schenken, heißt schon einen Schritt vorwärts tun."

„Vorausgesetzt, daß man Neigung hat, diesen Marsch anzutreten," fiel Klüver spöttisch ein. „Ich bevorzuge den Stillstand. Sehr verbunden für Ihren Besuch, Herr Professor! Die Schuld liegt nicht an mir, Sie umsonst bemüht zu haben."

„Jedenfalls war mein Kommen nicht nutzlos," sagte Stettenborn, einen festen Blick auf das erregte Gesicht des Freiherrn richtend. „Es gemahnt mich an die Tatsache, daß dieselben Mittel in der Hand des

Arztes heilend, in der Hand des Laien vernichtend wirken können."

Einen Augenblick hielt er den Griff der Tür umspannt, als sei er eines Rückrufs gewärtig, und als solcher nicht erfolgte, verneigte er sich stumm und verließ das Zimmer.

In der Halle blieb er zaudernd stehen. Die Frage drängte sich ihm auf: Hatte die Wahrheit für Christa Wert und Nutzen? War es gut, ihr zum Verständnis zu verhelfen? Oder war es besser, sie in Unwissenheit zu erhalten?

Der Diener näherte sich. „Die Frau Baronin bittet noch einen Augenblick —"

„Ich komme," sagte er rasch, ohne die Antwort gefunden zu haben, und ging dem Voranschreitenden nach, der die Tür zum Salon öffnete und hinter ihm wieder schloß.

Christa stand am Fenster neben dem blühenden Blumenreichtum, den der Gärtner für sie aufgebaut hatte, und dessen Duft sie frühlingswarm umwehte. Sie hatte geweint. An ihren Wimpern glänzten noch Tränen.

Diese stille Trauer vertiefte das Mitgefühl Stettenborns zu einer fast zärtlichen Anteilnahme. Er trat zu ihr, die noch sichtlich mit Tränen kämpfte, und nahm ihre Rechte in die seine. „Es ist nichts von Bedeutung! Wenn der Baron auch nichts von mir wissen will, so weiß ich nun doch Bescheid."

„Ich bin so schreckhaft geworden," sagte sie leise, vor dieser Umschreibung der Wahrheit errötend, „und ihm dadurch oft unbequem. Ich verstehe so wenig, erheiternd auf ihn einzuwirken. Das Kind," rief sie aufschluchzend, „das Kind steht wie ein Schwert zwischen uns. Es verwundet ihn, wenn er nur daran

denkt." So oft er bei ihr war, entriß ihr Herz sich dem Zwange, den die Vereinsamung ihr aufgedrungen. „Mich erfaßte ein so schrecklicher Gedanke," flüsterte sie — und er mußte sich vorbeugen, um die Worte aufzufangen — „als Sie mich verließen. Die Verlobung, von der Sie sprachen, war daran schuld."

„Fräulein v. Kalaus Verlobung?" fragte er mit sanfter Verwunderung.

Sie nickte. Es stieg und sank in ihrer Seele wie die Brandung im Meere. Gleich der Welle, die zum Strande fließt und zurückgleitet, so sehnte sich und so bangte das Verlangen in ihr, überzuströmen.

Der Notschrei: Ich wußte nicht, was ich tat, als ich meinem törichten Stolze folgte, meiner kindlichen Eitelkeit — drängte sich ihr bis an die Lippen. Sollte sie es ihm danken, daß er dieses Bewußtsein in ihr aufgerüttelt? War sie nicht glücklicher gewesen in dumpfer Urteilslosigkeit?

„Frau Baronin," sagte er, ihre seelische Erschütterung im Zittern der Hand ermessend, die er umschlossen hielt, „warum das?"

Ihr blondes Haupt senkte sich vor seinem fragenden Blick. „Ist es möglich, ist es denkbar, daß mein Kind mir — uns zur Strafe so elend zur Welt gekommen ist?" murmelte sie mit stockendem Atem.

Er trat zurück. „Wie kommen Sie auf diesen törichten Gedanken?" fragte er sehr ernst.

Es stieg und sank zu übermächtig in ihr auf und nieder. „Ein Grund —" flüsterte sie kaum verständlich. „Es war keine Liebe —" Ein roter Schatten flog über ihr geneigtes Gesicht. „Ich wußte nicht — meine Schuld — die Angst —"

In die halbe Bewußtlosigkeit, darin dieses Bekenntnis laut wurde, klang seine Stimme wie ein

Weckruf, der sie aufschreckte. „Ich stehe in doppelter Eigenschaft Ihnen gegenüber — als Arzt und als Freund. In beiden Fällen kann ich beanspruchen, daß Sie mir Glauben schenken, unbedingten Glauben. Lernen Sie also zunächst von mir, daß derlei Mißbildungen durch ganz andere Zufälligkeiten bedingt werden als durch psychische Rätsel, mit denen sie gar nichts zu tun haben.“ Er schwieg einen Augenblick, von seinem Gefühl überwältigt. Dann beugte er sich über ihre Hand und küßte sie sanft und schonend, als wären auch diese weißen Finger wund und täten ihr weh wie der Ring, den sie trugen. „Auch in der besten und glücklichsten Ehe sind solche Vorkommnisse zu beklagen. Die Natur kann sehr grausam sein, und in ihre Werkstatt hineinzusehen ward noch keinem gestattet. Es gibt da einen sehr beherzigenswerten Spruch des Konfuzius, der sich auf manche Wunde legen läßt:

Schuldlose macht das Schicksal schuldenvoll,
Um sie zu strafen gleich den sünd'gen Knechten.
Wir sind nur besser als die Schlechten —
Und doch ist keiner, wie er soll,
Und niemand darf mit seinem Schicksal rechten.

Er sah ihr bedeutungsvoll in die feuchten Augen. „Niemand. Auch Sie nicht. Man kann eine Last schleppen — und man kann sie tragen. Tragen mit dem Bewußtsein der Unvermeidlichkeit. Schleppen mit schwächlicher Jammerseligkeit. Man kann sich mit einer Tatsache selbst abfinden, und man kann sich abfinden lassen. Finden Sie sich selbst ab, Frau Baronin. Es ist der Freund, der es Ihnen ans Herz legt. Erstarken Sie an der Unabwendbarkeit, darein Sie das Leben gestellt hat und vielleicht noch stellen wird. An jedes Menschen Himmel steht ein Stern. Zu dem sehen Sie auf, an den glauben Sie. Und mir,“

fuhr er fort, ihre beiden Hände erfassend und sanft drückend, „verzeihen Sie, daß ich meiner Ergebenheit so viel Freiheit zuteil werden ließ.“

Sie stand unter seinen Worten wie unter einem schirmenden Dach, dahin sie flüchten konnte vor der Angst und Not des Lebens, und wie ein Kind, dem vor dem Unwetter graut. Und auch wie ein Kind, das seine kalten Finger erwärmen lassen will, ließ sie die Wärme seiner Hände in die ihren hinübergleiten. Und damit entglitt auch der Druck ihres Herzens. Es schlug hoch auf in schmerzlichster Ergriffenheit, als sie mit bebenden Lippen sagte: „Ich danke Ihnen, mehr als ich sagen kann, danke ich Ihnen. Ich will stark sein, will alles tragen. Ich will glauben an meinen Stern. Nur hoffen kann ich nicht mehr.“

Nichts Rührenderes hatte er je gesehen und nichts Lieblicheres als diese zuversichtlich an ihm hangenden Augen, über denen ein tiefer Zukunftschatten schwebte. „Wer glaubt, der hofft auch,“ sagte er mit herzlicher Bestimmtheit. „Glauben und hoffen ist eins. Leben Sie wohl. Und keinen Dank.“ Ihre Ergriffenheit zwang ihn zu einem Scherz. „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Taten sehen.“

Es glitt ihr unwiderstehlich wie ein Seufzer über die Lippen: „Mein Freund —“

Er nickte, ließ ihre Hände aus den seinen gleiten und ging zur Tür.

Einmal noch wandte er sich zurück, während durch ihr goldblondes Haar ein paar Sonnenstrahlen sich verwoben, daß es wie eine Krone über ihrer Stirn leuchtete.

Dann schritt er hinaus — und um sie wurde es wieder öde und leer.

Elftes Kapitel.

„Bärbel,“ sagte Frau v. Kalau, während sie den roten Federhut und ein paar neue, weiße Handschuhe vor ihrer Tochter auf den Tisch legte, „wenn ich daran denke, wie ich mit deinem seligen Vater Brautvisiten machte und mir die Füße dabei brannten in den zu engen Schuhen, daß ich nur trippeln konnte! Es war deinem seligen Vater eine solche Wonne, mich öffentlich am Arme zu führen, sich vor aller Welt als mein Schützer und Besitzer zu erkennen zu geben.“

In Wahrheit hatte der selige Major diesen Rundgang einen elenden Blödsinn genannt.

„Man kann nicht alles und jedes über einen Kamm scheren,“ entgegnete Bärbel ungeduldig. „In mir ist nichts als Unruhe.“

„Alle Bräute sind unruhig, Bärbel — weil sie weder Fisch noch Vogel sind. Halb sind sie losgelöst, halb sitzen sie noch fest. Wir tappen in die Ehe hinein, als trügen wir Scheuklappen. Nachher werden wir bald helläugig. Es schadet nichts, wenn ein Bräutigam knapp gehalten wird. Deinem seligen Vater war das allerdings sehr schmerzlich. Aber es muntert auf.“

„Ich dachte, wir wären beide knapp genug, Arnolf und ich!“ sagte Bärbel auflachend. „Ihm ist die Liebe eingefroren. Manchmal muß ich mir wirklich Mühe geben, um zu glauben, daß das derselbe Süßholzraspler ist wie damals. Er beißt jetzt den stocksteifen Engländer heraus. Wie er mich seinen Eltern präsentierte, ich sage dir, man hätte lachen können, so stand er vor ihnen, daß sie nicht piep sagten trotz aller Widerborstigkeit.“

„Ein edler, junger Mann!“ rief die Majorin begeistert. „Er handelt nach dem Satz: Biegen oder brechen.“

„Seine Mutter fuscherte mit den Augen an ihm herum," sagte Bärbel lachend, „als ob er ein falscher Groschen wäre, mit dem man sie anführen wollte. Wie ein Eisheiliger stand er da. Der Kommerzienrat brummelte etwas in den Bart, den er nicht hat, bis er mir endlich seine biedere Pfote entgegenstreckte. Wie wir dann beide abzogen, sagte Arnolf: ‚Um den Anstand zu wahren, nennen wir uns von nun an du. Ich kann nicht dulden, daß Glossen über uns gemacht werden.' Ich ließ ihn reden."

„Recht hat er!" rief die Majorin gerührt. „Du hast einen Schatz an ihm."

„Einen Schatz, der kein Schatz ist," murmelte Bärbel, den Hut aufsetzend. Sie ließ die funkelnde Nadel wieder sinken. „Muttchen, wenn du wüßtest, wie mir ums Herz ist!"

Die Türglocke schrillte auf.

Bärbel fuhr zusammen. „Du hast mir meinen Willen genommen," sagte sie, nach den Handschuhen greifend. „Das Beste von mir ist nun herunter." Ihre schönen Finger glitten zornig in das weiße Leder hinein.

„Nach den zwanzig kommen die dreißig," flüsterte Frau v. Kalau — ihr Kernspruch und Urtext zu aller Überredungskunst.

Arnolf Mertens trat ein. „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich nicht ganz pünktlich gewesen sein sollte."

„Für dieses Vergnügen immer pünktlich genug," sagte Bärbel, und ihre Zähne blitzten zwischen den heißen, roten Lippen. „Wollen wir also den Kleinstadtkelch bis auf die Neige leeren. Vielleicht fällt etwas Spaß dabei für mich ab. — Adieu, Muttchen!"

„Adieu, meine lieben Kinder!" lispelte Frau v. Kalau. „Ich sehe euch nach."

Arnolf sprach kein Wort weiter. Über das Glück, sie sein eigen zu nennen, hatte der Stolz des Zurückgewiesenen eine starre Schicht gelegt. Aber eben weil Barbara ehrlich und wahr gewesen, zwang ihn sein Gerechtigkeitsgefühl, sie nicht durch Aufhebung des Verlöbnisses bloßzustellen.

Ihr den Arm reichend schritt er neben ihr her, der Klüverschen Villa zu.

Die Luft war durchsonnt, und in den schon bräunlich knospenden Ästen zwitscherten die Meisen. Es kam etwas wie Lenzeshauch unter den ziehenden Wolken geflossen, wie ein Wiesenveilchenduft aus weiter, weiter Ferne, wie ein Ahnen zukünftigen Werdens.

Sein Schweigen reizte ihre Ungeduld, aber sie spöttelte dieselbe fort. „Hoffentlich haben die Leute ebensowenig Lust, uns anzunehmen, als es mich entzückt, diese lächerliche Knickserei mitzumachen.“

„Wir tun, was nötig ist,“ sagte er ruhig.

„Nötig?“ Sie verhielt den Schritt und atmete tief auf, als solle das fernenweite Lenzesahnen auch in ihre Brust einziehen. „Wer sagt uns, was uns nötig ist!“ Ihre Stimme klang erregt, als sie rascher fortfuhr. „Weil wir uns vor den Leuten fürchten, ducken wir uns. Es ist lächerlich und feige, den Vogel Strauß zu spielen und sich von hinten gefangennehmen zu lassen, statt sich stramm auf die Hinterbeine zu setzen. Ich war ganz darauf vorbereitet, das Kommando über mein Leben selbst zu führen.“ Ihre Augen flammten auf. „Mein Programm war ein ganz anderes als dieses ehrpusseliche Achherrjemine. Ein Sturmvogel wollte ich lieber sein als ein armer Piepmatz im goldenen Käfig. Nach der Sonne wollte ich fliegen, um zu sehen, wie weit die Kräfte reichten, herabsehen auf den Krimskrams, zwischen dem ich

nun selbst herumwimmle, weil ich zu feige gemacht worden bin, der ganzen Sippe meine gesunden Zähne zu zeigen."

Sie lachte hellauf bei dieser Vorstellung, ein herziges, melodisches Lachen, das ihm von früheren Zeiten her noch im Ohr haftete. Er hörte vergangene Tage daraus hervorklingen, wo sie mit dem Fuße aufstampfte, wenn er zu langsam war oder zu ungeschickt, das zu tun, was sie von ihm verlangte, wenn sie ihn vor sich her trieb und lachend durch den Garten jagte, lustig und froh wie ein junges Füllen.

„Barbara," sagte er, und seine Stimme durchklang Wehmut, „das Kind und der Backfisch hätten solche phantastischen Ideen nicht gehabt. Da dachtest du gesunder über dich selbst."

„Brettldiva wäre auch nicht übel!" sagte sie mit trotzigem Spott. „Dazu hätte mein Talentchen vielleicht gereicht."

„Weißt du, daß du beleidigend wirst?" fragte er sehr nachdrücklich. „Es ist nicht statthaft, eine solche Möglichkeit in meiner Gegenwart nur zu erwähnen. Erinnere dich gefälligst daran für künftige Fälle."

Sie zuckte die Achseln und schwieg. —

In der Villa Klüver wurden sie angenommen.

„Die Frau Baronin läßt bitten, einzutreten!" meldete der Diener.

Da stand Christa, ein müdes Lächeln auf den Lippen, zwischen den Fächerpalmen am Fenster, die blauen Augen noch verträumt vom Sonnenspiel zwischen den knospenden Zweigen und Büschen.

Sie streckte Bärbel glückwünschend die Hand entgegen, aber Stettenborns Andeutung über den Beweggrund ihrer Verlobung mit dem Sohne des reichen Kommerzienrats erkältete den warmen Druck unwillkürlich.

„So haben wir doch eine dauernde Erinnerung an den Basar," sagte sie, ihr blondes Haupt gegen Arnolf neigend. „Für Sie beide die schönste. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich eine baldige Hochzeit vermute?"

„Falls ich vorher nicht noch einmal nach England hinüber muß." Er sah, daß Barbara das Blut heißer in die Wangen stieg, und brach davon ab.

„Ihre junge Frau möchten Sie nicht mit hinüber nehmen?"

„Die junge Frau," sagte Barbara mit nicht ganz freiem Lächeln, „kann nicht über den Kanal kommen, denn sie leidet an Seekrankheit. Schwimmen kann ich wie eine Ente, aber aufs Schiff brächte mich kein Ehestandsgelübde der Welt."

Stettenborn hat recht, dachte Christa, denn wenn sie ihn liebte, würde kein Element sie aufhalten können, ihrem Mann zu folgen.

„Dann ist es jedenfalls besser, Sie bleiben auch hier, Herr Mertens. Was gewiß der Wunsch Ihrer Frau Schwiegermutter ist, die sich so große Verdienste um den Basar erworben hat."

„Besonders um das Tanzvergnügen," sagte Bärbel, sich erhebend, und die Erinnerung an den Abschluß desselben färbte abermals ihre Wangen. —

Als sie über den Kiesweg zurückschritten, in die Vorfrühlingssonne hinein, rief Bärbel hastig: „Drüben geht Stettenborn!"

Er kam schon über den Straßendamm geschritten und schüttelte Arnolf die Hand. „Ich brauche nicht zu fragen, wie es geht?" sagte er mit liebenswürdigem Scherz zu Barbara. „Es ist nur zu wünschen, recht oft einen so erfreulichen Anblick zu haben."

„Wenn Sie dieses Herumwimmeln meinen sollten —" Bärbel machte ihren Arm frei. „Sie hätten

diesen Genuß ja schon längst haben können. Warum haben Sie nicht geheiratet?"

Das schoß ihr über die Zunge. Wie es heraus war, schlug ihr Herz hoch auf.

„Warum?" fragte er lächelnd. „Hat mich denn schon eine junge Dame haben wollen? Es ist gar nicht so leicht, eine Frau zu bekommen. Jakob diente vierzehn Jahre darum, dann hatte er allerdings gleich zwei. Ich wäre mit der Hälfte zufrieden. Aber auch diese Hälfte will nichts von mir wissen. So grausam ist Ihr Geschlecht."

Ihre leuchtenden, braunen Augen hingen unverwandt an seinen Lippen. „Unsinn!" sagte sie hastig. „Wer sucht, der findet auch."

„Wir sind auf dem Wege zu Breunickes," fiel Arnolf ein, nach der Uhr sehend.

„Da pflegt immer etwas Ulk für mich abzufallen," fügte Bärbel rasch hinzu. „Diese Wirtschaft! Die Wirtschaft geht da über alles!"

Stettenborn lachte. „Dann viel Vergnügen!"

„Gehen Sie zu Klüvers?"

„Heute nicht."

Also er ging oft hin — nur gerade heute nicht. Diese blonde Frau brauchte nur zu rufen, so war er da. Bei ihr spielte die Geldfrage ja auch keine Rolle wie bei der armen Frau v. Kalau. Neulich hatte jemand erzählt, unter zwanzig Mark Honorar ließe er sich überhaupt nicht sehen, und wenn man zu ihm in die Sprechstunde ginge, unter zehn Mark keine Silbe. Und dann noch immer nach der Uhr über dem Schreibtisch gesehen, damit doch nur ja keine Minute mehr verstriche als dringend nötig. Er sollte auch sehr schroff und kurz angebunden sein können. Und das, gerade das erfüllte Barbaras trotzige Mädchenseele mit wonniger Freude.

„Ich an deiner Stelle,“ unterbrach Arnolfs Stimme diesen jagenden Gedankenflug, „würde keinen Herrn fragen, warum er nicht Ehemann geworden ist. Man läuft dabei Gefahr, an eine Wunde oder an eine fatale Erinnerung zu stoßen, und setzt sich nebenbei dem Verdacht aus, nicht so zartfühlend zu sein, als wünschenswert erscheint.“

Sie sah erstaunt zu ihm auf. Was fiel ihm ein, sich diesen Tadel herauszunehmen! „Zerbrich dir nicht deinen Kopf über mein Verhalten,“ sagte sie kurz. „Jeder hat mit sich selbst zu tun, daß er nicht irgendwo und irgendwie mal umpurzelt.“

„Kannst du denn gar kein Vertrauen zu mir haben?“ fragte er ernst, „dir nicht vorstellen, wie gut ich es meine?“

„Du machst es so wie der Soldatenkönig, der die Leute durchwichste, damit sie ihn liebten,“ entgegnete sie lachend mit einem Anflug ihres guten Humors. „Oder wie der Zahnarzt, wenn er herzig sagt: Machen Sie nur ruhig den Mund auf, ich meine es ja so gut.“

Er verstummte.

Frau Breunickes fehlgeschlagene Hoffnung haftete noch immer schwer auf der Familie. Der Justizrat hatte sich allerdings für seine Person Ruhe verschafft, als er den ewigen Klagen in seiner Gegenwart mit einem Donnerwetter ein Ende machte, aber außerdem senkte sich die Wolke des Mißvergnügens spürsam herab, besonders auf Fräulein Meta, der gegenüber die Mutterliebe zuweilen in recht stacheliger Form Ausdruck fand.

Erst heute, nach des Hausherrn Fortgang, als Mutter und Tochter sich dem Geschäft des Abstäubens mit fanatischer Gründlichkeit hingaben, kehrte Frau Breunicke abermals einen solchen Stachel heraus.

„Die Gans von Schneiderin hat für dein neues

Basarkleid fünfundzwanzig Mark Fasson gerechnet. Für so ein fummeliges Ding fünfundzwanzig Mark! Sah aus wie durch Buttermilch gezogen."

„Du fandest es doch sehr hübsch," sagte Fräulein Meta empfindsam, einen künstlichen Blumenstrauß abblasend.

„Wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß," beteuerte ihre Mutter, mit Sturmesgewalt über ein Eckbrett hinfahrend, „so würde ich kein solches Schaf gewesen sein, dir was Neues anzuschaffen. Eine alte Fahne wäre gut genug gewesen. Du hättest ganz davonbleiben sollen. Ich habe in diesen Tagen vor Ärger mindestens zehn Pfund abgenommen."

„Das ist doch nicht meine Schuld," lispelte die Silberblondine gereizt.

„Ein Referendar wird sich ja wohl noch finden," fuhr Frau Breunicke fort, die Spiegelfläche anhauchend. „Aber so 'ne Partie wie Arnolf Mertens, die kannst du dir malen — die kommt alle hundert Jahre einmal vor. Und die hast du dir wegschnappen lassen, weg—schnap—pen," wiederholte sie, jeden Einwand zurückschiebend, „von einer waschechten Kokette."

„Und wenn ich es nun ebenso gemacht hätte," erboste sich Fräulein Meta mit unanfechtbarer Logik, „wenn ich es nun auch so darauf angelegt hätte, wäre ich doch ebenso waschecht kokett wie Barbara Kalau."

Das war ein Schlag in Frau Breunickes Gewissen und Gerechtigkeitsgefühl. Sie räusperte sich stark und erleichterte in der Erregung einen Porzellanhirtenknaben um seinen blondgelockten Kopf.

„Das kommt davon —"

Es klingelte, und das Mädchen brachte zwei Karten herein.

„Das schöne Fräulein mit ihrem Bräutigam!“ sagte sie schmunzelnd. „Nee, so was Schönes!“

„Schnappe mal drin das Fenster zu in der guten Stube! Und dann führe sie herein. — Tür zu hinter dir!“ donnerte es hinterdrein.

„Ich will ihn nicht sehen,“ beteuerte Fräulein Meta, bis in ihre silberblonden Flechten erglühend.

„Du kommst mit! Und daß du mir lachst! Nur nicht zeigen, daß dir die Felle fortgeschwommen sind! Mach kein so wehleidiges Gesicht! Schürze weg!“

Die Hängeschürzen flogen — und mit fester Hand drückte die Justizrätin den Türgriff nieder.

Da leuchtete mitten in der Sonne der rote Federschmuck über heimlich lachenden Augen, und das kurze, blaue Tuchkleid zeigte den reizendsten Wuchs und Fuß unter seiner enganliegenden Faltenlosigkeit.

„Na, da haben wir ja das neue Paar!“ sagte Frau Breunicke, ein paar flüchtige Händedrücke austauschend. „Das Sofa ist für Sie beide! Der Himmel hängt Ihnen ja jetzt noch voller Geigen. Man kann sich noch gar nicht darein finden, wie das so schnell vor sich gegangen ist. — Nicht wahr, Meta?“

„Nein, gar nicht. Schrecklich schnell. Ich möchte mich nicht so hastig verloben.“

„Da haben Sie recht,“ sagte Barbara lachend, und der Schelm zuckte ihr um Mund- und Augenwinkel. „Besser, man tut es nicht.“

„Und vielleicht auch eine ebenso hastige Hochzeit?“ fragte die Justizrätin.

„Darüber ist noch nichts beschlossen,“ erwiderte Arnolf ablehnend.

„Das ist ja sehr schade. Vielleicht überraschen Sie uns auch damit eines schönen Tages. Ihre Frau Mutter,

Fräulein Barbara, wird das schon fingern. — Was ist denn dabei zu lachen, Meta?"

Sie hatte gar nicht gelacht. Aber wie sie daran dachte, daß sie lachen sollte, verfiel sie in ein gehüsteltes Kichern.

„Mädchen, du bist wirklich außer Rand und Band," sagte Frau Breunicke, sanft tadelnd. „Herr Mertens macht ein so ernstes Gesicht dazu, als ob er dich noch niemals so ausgelassen gesehen hätte. Ich denke mir meinen einstigen Schwiegersohn —"

„Ach, Mama!" lispelte Fräulein Meta, den Kopf senkend.

„Na, Mädel, du wirst doch auch mal — Meine Meta ist wirklich ein liebes, gutes Kind. Ihr einziger Fehler ist nur, sie will nicht heiraten."

Bärbel hielt es nicht länger aus. Sie stand auf. „Wenn der Rechte kommt, wird sie schon wollen!"

Wie sie noch draußen im Gange standen, saß Fräulein Meta schon am Klavier und spielte mit Inbrunst und falschen Tönen die Klosterglocken aus Großmutters Album. —

Der Wind wehte so lind aus Westen, und die Spatzen lärmten so laut auf den Straßen, als stünde der Lenz schon mitten in der Stadt.

Ein eigenes Sehnsuchtsgefühl zog durch Bärbels Seele. Sie blickte auf den Mann an ihrer Seite, der in den Breunickeschen Gesichtskreis hatte hineingezwungen werden sollen, und Mitleid ließ sie den Schritt verhalten.

„Würdest du die Meta genommen haben?"

Er sah sie erstaunt an. „Wie kommst du auf solche Undenkbarkeit?"

„Wirklich nicht?" fragte sie nachdrücklich.

„Aber — niemals!"

Da wußte sie, daß er sich ebensowenig dazu hätte zwingen lassen, wie er sich nicht scheute, sie seinen Eltern als Braut zuzuführen. Es war doch merkwürdig, daß der einstige „Dammel“ einen so festen Willen jetzt in sich trug.

„Ich habe genug an diesem ledernen Vergnügen,“ sagte sie, das Fächeln des Windes wie sanfte Liebkosungen empfindend. „Wir wollen am Fluß entlang nach Hause gehen.“

Der Fluß, der die Stadt in Alt- und Neustadt teilte, war ein frischer, nicht gar breiter Geselle, der zwischen buschigen Ufern seine Wasser gewöhnlich ruhig hintreiben ließ. Nur wenn, wie jetzt, die Schneeschmelze an seiner Geburtsstätte begann, kam ein wilderes Leben über ihn, und mit den letzten Eisschollen tanzte er alsdann in tosender Hast seinen Weg entlang.

Heute, wo die grauen Wasser mit weißen Schaumkrönchen ineinanderflossen und die goldene Sonne wie mit blitzenden Pfeilen dazwischenschoß, bot er ein Bild lenzestrunkenen Übermutes dar.

An seinem Ufer spielte eine Schar fröhlicher Kinder, die das dürre Wintergras am Hange ausrupften und in die wühlende Flut hinunterwarfen.

Einer der Jüngsten unter ihnen, dessen Eifer stärker war als die kleinen Hände und Füße, kämpfte mit einem Grasbüschel, dessen Wurzeln nicht nachgeben wollten.

In dem Augenblick, da Bärbel und Arnolf sich näherten, endete der Kampf urplötzlich zugunsten des Kleinen. Der Erdklumpen gab nach, und zwar mit solcher Gewalt, daß der Sieger das Gleichgewicht verlor und mit lautem Schrei die Böschung hinunterrollte, in die treibende Strömung hinein.

Erst durch das Geschrei der anderen Kinder auf-

merksam gemacht, sahen Arnolf sowohl wie Bärbel nach der Stelle hin, von der die ganze Schar hilferufend auseinanderstob. Da sah auch Bärbel das blonde Haupt noch unweit vom Ufer auftauchen.

Ein Griff — der Federhut flog zur Erde. Im nächsten Augenblick schoß sie wie ein Pfeil davon, als ob der Boden unter ihren Füßen keinen Halt mehr gewährte, der Richtung zu, wo der Kopf aufgetaucht war. Ein Satz — und sie stand an der Böschung, ein zweiter — und sie war unten im Wasser und drang mit aller Jugendkraft, ihrer Schwimmkunst vertrauend, durch die wirbelnden Wogen zu der Stelle vor, die sie ins Auge gefaßt.

Aber die Strömung hatte den leichten Körper schon hinweggetragen — einige Armlängen entfernt tauchte der Kopf von neuem auf.

Der Gischt, von der rudernden Bewegung der Arme erzeugt, spritzte wie ein Schleier um ihr Gesicht, während ihre Brust mit Anspannung aller Kraft gegen den flutenden Druck sich anstemmte. Dabei bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, als hielten unsichtbare Hände ihre Füße umfaßt und zögen sie daran in die Tiefe nieder.

Jetzt — sie schnellte wie ein Fisch mit ein paar Stößen geradeaus, auf die Stelle zu, wo der kleine Körper in den Wellen auf und nieder schwankte. Er wollte sinken — da griff sie zu. Sie hatte das Kind gefaßt. Bei den blonden Haaren hielt sie es und zog es an sich heran — — —

Im ersten Augenblick, als der Federhut ihm vor die Füße flog und Barbara von seiner Seite wie der Blitz verschwand, hatte Arnolf, ahnungslos, was kommen sollte, ihr nachgesehen. Als ihm die Erkenntnis aufging, stürzte er ihr nach, um sie aufzuhalten. Aber

da war es schon zu spät, da rang sie schon das Kind dem nassen Element ab. Mit ihm im Arm, schwer atmend und erschöpft, machte sie eine letzte Anstrengung, das Ufer zu erreichen.

Ihr das Landen zu erleichtern, ergriff Arnolf eine auf der Böschung liegende abgebrochene Ruderstange und trat so tief ins Wasser hinein, daß Bärbels freie Hand die Spitze ergreifen konnte. So zog er sie mit ihrer Last, zitternd vor Erregung, zum Uferrand, bis Grund unter ihre Füße kam. Und als sie ermattet in die Knie sank, hob er sie in die Arme und trug sie unter den Freudenrufen der Herbeigeeilten die Böschung hinauf.

Das bewußtlose Kind gab er der Mutter, die Bärbels Hände mit Küssen bedeckte.

Sie lächelte schon wieder, ließ sich in Tücher wickeln und eilte davon, Arnolf keine Zeit lassend, ihr zu folgen. Wie der Wind flog sie durch die Straßen, um ihr erstarrtes Blut zu erwärmen, und trat atemlos vor die Majorin.

„Bring mich ins Bett, Muttchen, und mach mir einen steifen Grog. Ich habe ein Flußbad genommen.“

„Bist du verrückt, Bärbel?“ rief Frau v. Kalau entsetzt.

Das Zähneklappern ihrer Tochter machte aber allen Fragen ein Ende, wie sehr die Neugier auch in ihr brannte.

Im warmen Bett kam wunderbare Ruhe und Schlaflust über Barbara. Erst mit offenen Augen, dann mit geschlossenen, lebte sie das Geschehene weiter fort — nur daß die grauen Wasser jetzt frühlingsblau wurden, zwischen denen sie mühelos dahinschwamm, weit fort, unbekannten Fernen zu. —

Das Gerücht von Barbaras Heldentat durchlief

wie ein Lauffeuer die ganze Stadt. Und wenn auch die Majorin in nachträglicher Angst bittere Tränen vergoß, ihr Stolz auf diese Tochter wuchs dadurch doch ins Ungemessene.

Einer der ersten, der sich einfand, um nach Bärbels Befinden zu fragen, war Professor Stettenborn. Er hegte aufrichtige Bewunderung und Hochachtung dieser tapferen Schönheit gegenüber, die ihm ohne jede Wichtigtuerei, ein leichtes Freudenrot auf den Wangen, entgegenkam.

„Ich hatte Sorge um Sie," sagte er, ihre Hand an seine Lippen ziehend.

„Es war nicht so schlimm. Ich bin doch keine bleierne Ente." Sie sagte es lachend, aber das Empfinden seines Kusses durchzitterte ihren ganzen Körper. „Der kleine Hosenmatz ist, wie ich höre, auch wieder ganz obenauf."

„Das Gefühl der Furcht ist Ihnen, wie es scheint, ganz unbekannt, wie das Gefühl der Gefahr," sagte er neckend.

„Ganz, wenn es drauf und dran geht — sonst nicht. Als Wasserleiche irgendwo zu landen, war nie mein Lieblingsgedanke. Mir wäre es überaus angenehm, man schwätzte nicht so viel von der Geschichte."

„Als ob ich ihren seligen Vater sähe und hörte," flüsterte Frau v. Kalau. „Wasser war ihm stets unsympathisch. Er schauderte, wenn ich ein Glas Wasser trank. Stell's weg, pflegte er zu sagen, mir wird übel."

„Aber sagen darf ich doch," fuhr Stettenborn fort, diese Wasserscheu des einstigen Majors richtig bewertend, „daß ich Sie von Herzen bewundere und verehre."

Bärbel nickte nur. Es stieg ihr so warm aus dem

Herzen empor zu den Augen, daß sie die langen, dunklen Wimpern schützend darüber senkte.

Draußen oder drüben, irgendwoher sang eine Frauenstimme, als Stettenborn ging:

„Meine Mutter hat's gewollt,
Daß den andern ich nehmen sollt" —

Da war es Bärbel, als schnürte sich ihr Herz zusammen.

Arnolf hatte sie seit dem Sprung in die Wellen nicht wieder gesehen. Die stählerne Kraft ihrer Gesundheit besaß er nicht. Schreck und Erkältung hatten ihn bettlägerig gemacht.

An einem Spätnachmittag, als die rote Himmelsglut das Zimmer mit ihrem Dämmerlicht erfüllte, ließ ihn das Mädchen unangemeldet eintreten.

Frau v. Kalau war nicht daheim. Bärbel saß am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, und träumte vor sich hin.

Arnolfs Schritt störte sie nicht auf, und so stand er neben ihr und sah mit tiefem Weh die ihm fremde Ruhe in diesen sonst so beweglichen Zügen.

In dem Augenblick, als sie in die tosenden Fluten sprang, war in seinem Herzen die alte, heiße Liebe durch alle Bitterkeit und Selbstbeschränkung machtvoll wieder hervorgebrochen, und als er sie in seine Arme genommen und ihr Haupt an seine Wange gelehnt, hatte ihn trotz Angst und Sorge eine Vorahnung des Glückes gepackt, das diese geschlossenen Lippen zu verschenken hatten.

„Barbara —" sagte er leise, um sie nicht zu erschrecken.

Sie sah auf. An ihn, der ihrer sinkenden Kraft zu Hilfe kam, der darum erkrankte, hatte sie nicht

gedacht. Dessen schämte sie sich in diesem Augenblick. „Du bist's?" Er sah blaß aus. Das tat ihr leid. So streckte sie ihm die Hand entgegen. „Ich habe gehört, daß es dir nicht gut ging."

Wie er ihre Rechte aus der seinen gleiten ließ, verdroß sie ihre Undankbarkeit noch mehr.

„Ich danke dir — ich danke dir sehr für deine Hilfe," sagte sie nicht ohne Verlegenheit. „Allein hätte ich es nicht mehr fertiggebracht. Du warst mein Retter."

Er nahm den Stuhl ihr gegenüber ein. „Daß du an mich nicht dachtest, als du ins Wasser sprangst, versteht sich von selbst," sagte er scheinbar unbewegt, „aber an dich selbst hättest du denken können."

„Ich dachte nur an das Kind. Ich —"

„Was?" fragte er ruhig.

Es zuckte um ihren Mund. „Ich weiß selbst nicht, ob ich mir viel aus dem Leben mache. Den Tod fürchte ich auf keinen Fall. Wenn er keinen Respekt mehr haben kann vor meiner Jugend, na dann — dann eben nicht."

Er sah sie forschend an. „Du hattest sonst Lebenslust übergenug in dir," sagte er nachdrücklich. „Das war das letzte, woran es dir fehlte."

„O ja, reichlich! Oft kommt es mir auch wunderschön vor — das drollige Leben. Weißt du noch," fuhr sie mit Humor fort, „ich vertrug das Schaukeln nie. Wenn wir es beide versuchten, wurde mir immer übel dabei. Jedesmal bekam ich einen Klaps auf den Magen."

„Ich weiß," sagte er ernst.

„Na, so wie eine Schaukel kommt mir das Leben vor. Man fliegt ja wohl schön hoch — aber zurück, da kommt's, da gibt es den Klaps." Sie lachte auf.

Der Dämmerzauber huschte auch an sie heran und löste ihre Zunge. „Solchen Spaß wie damals habe ich doch nie wieder gehabt, als wir beim Regen in die Hundehütte krochen und abwechselnd bellten, bis dein Vater das Fenster aufriß und herausschrie: ‚Ruhig, Karo!‘ — Weißt du noch?“

„Ich weiß,“ sagte er wieder leise.

„Und wie wir auf die Froschjagd gingen! Du konntest die Biester nicht anfassen. Himmel, hab' ich gelacht!“

Er nickte. Es fiel ihm schwer auf die Seele, daß alles anders gekommen wäre ohne das ihm damals aufgedrungene Schweigen. Der Kuß, den sie ihm gab, war dafür Bürge.

„Barbara,“ sagte er mit jähem Entschluß, „wenn ich denken könnte, du gingest gern aus dem Leben um meinetwillen, wenn du mir diese Last auch noch aufbürdest — Ich will dir einen Weg zeigen, der dich freimachen kann. Deine Mutter, jedermann, hielt mich für eine reiche Partie, aber ich habe tatsächlich nur mein Gehalt. Bekenne den Irrtum und —“

„Pfui!“ sagte sie aufstehend. „Schäme dich, mir das zuzumuten!“

„Ich will dir nur helfen. So kann es doch nicht bleiben. Die Rolle, die ich jetzt spiele, diese Hansnarrenrolle als dein Verlobter — ich hasse und verachte sie. Ich habe Rechte an dich. Meine Ehre, mein Mannesstolz haben Rechte an dich. Wollen wir in eine Scheinehe hinübertreten wie in diese Scheinverlobung?“ Es wurde ihm leicht ums Herz, als die Spannung sich zerteilte. „Du machst dir ein falsches Bild von mir,“ fuhr er rascher atmend fort, „du hältst mich noch immer für den unbeholfenen Jungen, den du nach Belieben hin und her jagen konntest. Gib diesen Irrtum auf.

Sieh den Mann in mir, der aus Liebe viel, aus Schwäche oder Furcht nichts tun kann, auch nicht für dich."

Sie war zusammengezuckt unter dem Wort „Rechte". Daran hatte sie noch nicht gedacht. „Ich kann dir keine Rechte geben," sagte sie, versonnen vor sich hinblickend.

„Und hast mich doch einmal geküßt."

Ihr Antlitz flammte auf. „Daran warst du doch auch schuld!" sagte sie heftig.

„Da war doch Neigung für mich in dir," sagte er mit bitterem Lächeln. „Ohne Furcht!" unterbrach er einen Einwurf mit rascher Handbewegung. „Ich habe nicht die Absicht, um deine Liebe zu betteln — darüber hinaus haben mich die Tage unseres Verlobtseins gehoben. Nur klarstellen will ich, daß mir am Besitz eines Mädchens und einer Frau nichts liegt, die sich vor mir zurückzieht wie die Maus vor der Katze." Seine Blässe vertiefte sich von Satz zu Satz, aber seine Haltung blieb fest wie seine Stimme. „Wenn der Eifer deiner Mutter deinem Willen zuvorgekommen ist, so hat er um nichts weniger meine Handlungsfreiheit beschränkt. Sieh das ein und denke daran, daß nicht nur von deiner Seite Opfer gefordert worden sind, sondern auch von mir."

So hatte sie ihn nie gekannt. Ihr trotziger Stolz bäumte sich dagegen auf. „Du wirfst mir vor —"

„Ich werfe dir nichts vor," unterbrach er sie ruhig. „Du wärest die Letzte, der ich wehtun möchte. Nur dein Rechtsgefühl möchte ich lebendiger machen."

„Du tust mir ja leid," sagte sie, über ihre heiße Stirn streichend.

„Ich danke für dein Mitleid," fiel er schroff ein, „und für alles, was damit zusammenhängt. — Mir wäre es ja ein Leichtes," fuhr er erregter fort, da alles

schwer Empfundene in dieser Stunde aus ihm herausdrängte, „diese Stadt zu verlassen, bei Wheeler wieder einzutreten und die älteste Tochter Mary zur Frau zu nehmen. Mit offenen Armen würde ich dort empfangen werden.“

„So tu's!“ sagte sie mit unruhiger Hast. „Ich halte dich nicht.“

„Du nicht, aber der Makel hält mich, der auf entlobten Bräuten zu haften pflegt. Vor dem giftigen Klatsch der Breunickes und Konsorten will ich dich bewahren in dieser Kleinstädterei, aus der du nicht herauskommst. Aber,“ die Ader auf seiner Stirn schwoll hoch an, „das müßte ein Mann ohne Ehre und Ehrgefühl sein, der eine Braut, wie du mir bist, noch an sein Herz zu ziehen sich sehnte.“

Die Tür ging vorsichtig auf. Frau v. Kalau erschien.

Es war zu dunkel geworden im Zimmer, um Züge und Gesichtsausdruck unterscheiden zu können, daher Bärbels heiße Röte und Arnolfs bitterste Erregtheit den Blicken der Majorin entgingen.

„Hübsch beisammen?“ fragte sie mit sanfter Güte. „Wir haben uns Ihretwegen arg gesorgt, mein bester Arnolf. Bärbel hat mir erzählt von der gesegneten alten Ruderstange. Ihr Beistand setzt das Tüpfelchen auf Bärbels heroische Tat.“

„Ich konnte leider nicht mehr tun,“ sagte er kurz ablehnend.

„Sie bleiben doch zum Tee? — Bärbel, es kommen sogleich ein paar Damen, die Fräulein Klippers, die dich durchaus umarmen möchten.“

„Sie sollen mir vom Leibe bleiben,“ sagte Bärbel zornig. „Die alten Klatschbüchsen! Wenn du mich lieb hast, Muttchen, dann tust du den Mund nicht auf wegen der Wassergeschichte. Ich gehe sonst sofort aus der Stube.“

„Meine Zeit ist um.“ Arnolf nahm seine Handschuhe vom Stuhl. „Die Damen Klippers müssen schon ohne mich fertig werden. Gute Nacht!“

In Barbara gärten seine Worte nach. „Gute Nacht!“ Sie streckte ihm die Hand entgegen.

Er übersah es, grüßte gemessen und verschwand.

„Bärbel,“ sagte Frau v. Kalau, etwas verdutzt hinter ihm herblickend, „du hast ihn schlecht behandelt! Sprödigkeit darf nicht zu weit gehen. Ich bin dafür, daß eure Hochzeit möglichst bald stattfindet. Sicher ist sicher. Er kam mir eben sehr merkwürdig vor, um nicht zu sagen verschnupft.“

Über Barbaras Gesicht flog heiße Röte, als sie unsicher sagte: „Mit der Hochzeit dürfte es lange Beine haben. Er hat mir soeben erklärt, daß er gar nicht dran denkt, mich zu heiraten.“

„Nicht?“ rief die Majorin, vor Schreck die Hände zusammenschlagend. „Was will er denn?“

„Eine Frau,“ sagte Bärbel leise.

„Du bist doch kein Mann, Bärbel!“ rief Frau v. Kalau ungeduldig.

Sie lachte auf. Aber ihre schön geschwungenen Brauen zogen sich danach um so dichter zusammen. „Von der großen Flamme wolltest du nichts wissen,“ sagte sie leise.

„Große Flamme!“ rief die Majorin unruhig. „Was ist das für ein Gerede! Wo ist sie denn, diese Flamme? Ich sehe nur eine großartige Partie und weiß, daß Frauenschönheit der Zeit sehr schnell in den Händen bleibt. Ich darf wohl sagen, daß meine fünfundvierzig Jahre auch von meiner Anmut sehr viel weggenommen haben. Dein seliger Vater pflegte zu sagen: ‚Wo der Lack einmal 'runter ist, kommt er nicht wieder drauf.‘ — Ein so gefeiertes Mädchen

wie du! Im Kreisblatt hat die Wassergeschichte lang und breit gestanden — in allen Zeitungen. Und es machte sich besonders gut, daß der Name Kalau fettgedruckt den Leuten unter die Nase gehalten wurde."

„Es läutet!" sagte Bärbel trocken und lief aus dem Zimmer.

Die drei Fräulein Klippers, deren Menschenliebe weit genug ging, sich ungebeten den Angelegenheiten anderer zu widmen, konnten es nicht unterlassen, die Rettungsgeschichte an der Quelle zu studieren und nebenbei sich zu vergewissern, inwieweit das Gerücht über die kühle Zurückhaltung des jungen Bräutigams zu recht bestände oder nicht.

„Wir dachten doch sicher, Ihren lieben Bräutigam hier zu finden," sagte Fräulein Klothilde mit zärtlichem Bedauern. „Hatten uns schon darauf gespitzt!"

„Es wäre ja auch nur natürlich, wenn er jetzt bei seinem Bräutchen säße," scherzte Fräulein Melanie, ihrer Schwester mit dem Strickbeutel einen Schlag auf den Arm gebend.

„Vielleicht kommt er noch," lispelte Fräulein Emilie, Bärbel zublinzelnd.

„Mein Schwiegersohn," sagte Frau v. Kalau gewichtig, „war bis zu diesem Augenblick bei uns. Bärbel und ich sprachen eben von der Hochzeit."

„Die Kommerzienrätin," lächelte Fräulein Klothilde, den Sofaplatz einnehmend, „wird schon noch Geschmack an der schönen Schwiegertochter bekommen. Oder ist es eine Indiskretion, wenn ich dies erwähne?"

„Oh, nein!" erklärte Frau v. Kalau mit großer Würde. „Es ist ja kein Geheimnis, daß die Liebe des Sohnes zu meiner Tochter stärker war als die Zustimmung seiner Eltern. Meine Barbara weiß sich darein zu schicken — nach dem Beispiel ihres

edlen Vaters, den meine Eltern auch einem anderen nachsetzen wollten."

Obschon über die Gesichter aller drei Damen ein Zweifel an dieser Vielbegehrtheit hinweghuschte, drückte Fräulein Melanie doch die runde Hand der Majorin. „Ja, Ihr prächtiger Mann!"

Bärbel sagte kein Wort. Sie sah im Lampenlicht nur schön aus, unaussprechlich schön.

Das jüngste Fräulein Klippers fand in ihren vierzig Jahren keinen Grund, auf soviel Jugendblüte nicht neidisch zu sein. „Ist wohl sehr zärtlich, der glückliche Bräutigam?" fragte sie mit spitzem Neckton.

„Nie öffentlich," sagte Frau v. Kalau erhaben. „Das verbietet ihm und uns das Zartgefühl. — Ich muß oft," fuhr sie milde lächelnd fort, „wenn ich das herzige Paar ansehe, an die Zurückhaltung denken, die mir von meiner Mutter anbefohlen war. Hier brauche ich nicht die Anstandsdame zu spielen. Die beiden Liebesleutchen sind so vornehm — Bärbel, gieße jetzt Tee ein!"

Es war Zeit. Barbaras Lippen zuckten.

Fräulein Klothilde nickte einverstanden. „Sagen Sie, liebste Frau v. Kalau, wie finden Sie denn unsere neueste Leuchte, den Professor Stettenborn? Wir können uns gar nicht für ihn begeistern. Aber man wird förmlich darauf angesehen, wenn man nicht mit einstimmt in die allgemeine Schwärmerei."

Der letzte Strahl Tee floß zu heftig in die Tasse. Oder zitterte Bärbels Hand? Einige Tropfen spritzten abseits über die Decke.

„Wieso?" fragte die Majorin interesselos. „Mein seliger Mann hatte für Karbolstrategen, wie er die Ärzte nannte, nichts übrig. Dank dem Himmel haben wir sie bisher nicht nötig gehabt."

„Lassen Sie sich nur erzählen," fiel Fräulein Melanie hastig ein, durch straffes Sichaufrichten die Aufmerksamkeit der Runde auf sich zwingend, „was es mit seiner Liebenswürdigkeit in Wahrheit auf sich hat. Ich war letzthin mit unserer guten, kleinen Emilie bei ihm, die sich den Magen an Schlagsahne verdorben hatte. Die liebe Breunicke ist doch bisweilen haarsträubend unvorsichtig und hatte sich angesäuerte Sahne anschmieren lassen. Also, wir gehen in die Sprechstunde, bloß um — na, weil er leider nun mal der erste Arzt hier am Ort ist. Warten mußten wir — ach, ich sage Ihnen: er muß ein Sündengeld verdienen, dieser Mann!"

„Wenn er etwas leistet — warum nicht?" fragte Bärbel kurz.

„Hören Sie nur zu Ende! Unsere gute Emilie gibt ihm die Hand — so recht herzenslieb. Wissen Sie, was er sagt? ‚Bitte!' und zeigt auf einen Stuhl. Ich sah, daß die arme Emilie sich darüber grämte, und sagte: ‚Herr Professor, unser bisheriger Hausarzt' — ‚Wer von Ihnen ist leidend?' unterbrach er mich und sah uns beide an, als ob wir ihm seine Taschenuhr gestohlen hätten. ‚Ich!' sagte unsere kleine Emilie, und es ist zu begreifen, daß sie es etwas verschärft sagte. Glauben Sie, daß ihn das genierte? Er setzte sich an seinen Schreibtisch und spielte mit seiner Feder. — Nun ist es allen unseren Bekannten geläufig, daß unsere Großmutter diese Magenbeschwerden auf uns vererbt hat. Ich hielt es also für meine Pflicht, ihn auf diesen Ursprung hinzuweisen, und sagte: ‚Herr Professor, es ist dies ein Leiden von unserer verewigten Großmutter her.' — Hören Sie nur, liebste Frau v. Kalau, einen Augenblick war ich sprachlos. Wissen Sie, was er sagte? ‚Von Großmüttern sehen wir ab.

Bitte, zeigen Sie die Zunge!' — Nun wissen wir ja alle, daß unsere gute Emilie so schamhaft ist — ach, ganz rührend! Sie streckte also die Zungenspitze ein bißchen heraus. ‚Bitte, weiter!' sagte er schonungslos. Sie tat es langsam, aber sie legte schützend die Hand darüber. Was macht er? Zieht ihre Hand herunter und sagt: ‚Keine Spielerei, wenn ich bitten darf. Es warten noch mehr Kranke draußen.'"

„Scheusal!" murmelte Fräulein Klothilde.

„Und dafür zehn Mark!" rief Fräulein Melanie, ihre Tasse austrinkend.

„Mein seliger Mann—" begann die Majorin.

Aber sie kam nicht weiter. Fräulein Emilie lachte hysterisch auf. „Man wird ihm schon noch hinter die Schliche kommen. Wir haben so etwas läuten hören im letzten Kaffee."

„Ach, wie denn?" rief die Majorin höchst interessiert, während Bärbel ihre Augen immer starrer auf das spinnige Gesicht der guten Emilie gerichtet hielt.

„Du — du!" Fräulein Klothilde drohte ihrer Schwester lächelnd mit dem Finger, öffnete aber im selben Augenblick die Schleusen ihrer eigenen Beredsamkeit. „Na, wissen Sie — ein Junggeselle ist ein Junggeselle! Und junge Frauen, wenn sie hübsch und eitel sind —"

„Nun so hübsch finde ich Frau v. Klüver gar nicht," warf Fräulein Emilie, die herzensliebe, mißächtlich dazwischen.

Bei dem Worte Klüver ging es wie ein Schlag durch Barbaras Glieder. Sie faltete die Hände auf dem Schoß und drückte sie fest ineinander, daß niemand ihre Erschütterung gewahrte.

„Hat er da — etwas?" fragte Frau v. Kalau, in die halbleere Teekanne guckend.

„Aber mächtig! Ich sah neulich, wie sie sich begegneten.

Sie errötete wie eine Klatschrose, und er zog den Hut und kam über die Straße getrabt — und Hand geküßt und gedienert und gemacht. Da sah er nicht nach der Uhr, da hatte er Zeit, der Herr Professor, in Fülle — und ging auch richtig eine ganze Strecke neben ihr."

„Es ist ja die Frau Baronin!" bemerkte Fräulein Emilie spöttisch.

„Mir tut nur der arme, liebe Herr v. Klüver leid," sagte Fräulein Melanie barmherzig. „Ältere Männer sollten eben keine so junge Mädchen heiraten."

„Hier ist eine Hitze zum Umsinken!" Bärbel sprang auf. Ihre Wangen glühten. Das blondumrahmte Antlitz mit den tiefblauen Augen schwebte ihr so deutlich vor der Seele, daß sie meinte, die Rechte ausstrecken zu können, um es fortzustoßen.

„Das macht die junge Liebe," rief Fräulein Emilie mit lauerndem Lächeln.

Es stieg Bärbel bis an die Kehle, zu sagen: Ich hasse euch, ihr Klatscheulen. Ich hasse euer Vergnügen, im Verborgenen die Ahnungslosigkeit zu beschleichen und aus einem Senfkorn Wahrheit ein ganzes Feld blühender Verleumdung zu züchten. „Hier wird mir schwindlig," sagte sie laut und ging ungeachtet der bittenden Blicke ihrer Mutter aus dem Zimmer.

Aber der Pfeil saß in ihrem Herzen fest. Er zitterte darin die ganze lange Nacht hindurch.

Da wußte sie, daß sie Stettenborn mit erster, glühender Leidenschaft liebte — und war eines anderen Braut!

Zwölftes Kapitel.

Am nächsten Vormittag geriet das kleine Hauswesen der Majorin in Aufregung, als der Landrat v. Hallerstein seinen Besuch anmelden ließ.

„Du lieber Himmel, Bärbel,“ sagte Frau v. Kalau mit kaum verhehltem Stolz, in der Hast den Schlüsselkorb mit sämtlichen Schlüsseln auf die Erde fallen lassend, daß es wie ein Donnerschlag durchs Zimmer dröhnte, „unser Haus ist jetzt der reine Taubenschlag. Selbst Landräte fliegen nun schon aus und ein. — Purzel, bitten Sie den Herrn Landrat in den Salon.“

Barbaras Selbsterkenntnis hatte ihre Augen umflort. Sie war sich selbst eine Fremde geworden in den wachen Träumen dieser Nacht.

Aber vielleicht war sie nie so schön gewesen als unter dem Druck dieser Selbsterkenntnis, die in ihre frisch pulsierende Lebenskraft einen ersten Anhauch leiser Melancholie verwebte.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sagte Herr v. Hallerstein, ihre reizvolle Erscheinung mit stiller Bewunderung umfassend, „es gereicht mir zu hoher Freude und Genugtuung, der Überbringer einer Auszeichnung zu sein, welche Seine Majestät der König in Anerkennung Ihres unvergleichlichen Mutes Ihnen zu verleihen geruht hat. Ich habe die Ehre, Ihnen im Allerhöchsten Auftrag die Rettungsmedaille am Bande zu überreichen.“

Barbaras Wangen waren vor Überraschung erglüht, und ein Strahl freudigen Stolzes leuchtete in ihren Blicken auf. „Herr Landrat,“ sagte sie, das Etui mit der silbernen Medaille am orange und weiß gestreiften Bande entgegennehmend, „eine solche Auszeichnung habe ich nicht verdient. Es ist sehr gnädig von Seiner Majestät, mich damit zu beglücken, und sehr liebenswürdig von Ihnen, mir diese Gabe zu überbringen. Meinen besten Dank dafür.“ Sie reichte ihm herzlich die Hand. — „Muttchen, was sagst du nun?“

Frau v. Kalaus Rührtränen flossen. Sie nickte

hinter ihrem Taschentuch der Beglückwünschung auch ihrer Person milden Beifall zu. „Ich sage, daß die Tapferkeit in unserer Familie erblich ist. Auch der Heroismus meiner Tochter, Herr Landrat, ist ein Erbteil ihres seligen Vaters. Ich darf wohl sagen, daß von einer Kalau nichts anderes zu erwarten stand. Ja, ich würde mich gewundert haben, wenn meine Tochter ihre Abstammung hätte verleugnen können."

„Alle, die Herrn v. Kalau kannten," versicherte Hallerstein in höflichster Art, „sind davon überzeugt. — Ich werde mir gestatten, mein gnädiges Fräulein, auch Ihrem Herrn Bräutigam meinen Glückwunsch auszusprechen. Hoffentlich wird er nicht zu übermütig im Besitz einer solchen Braut," sagte er, sich erhebend. „Aber das ist bei seinen vortrefflichen Charakter- und Herzenseigenschaften nicht vorauszusetzen. Ein junger Mann, der sich so allgemeinster Hochachtung erfreut —"

Es zuckte ihr durchs Herz. Sie merkte kaum, daß der Landrat und die Mutter das Zimmer verließen. Die Medaille in der Hand haltend, stand sie und hörte die rühmenden Worte in sich widerklingen. Ja, Arnolf hatte recht, er war ein anderer geworden. Das hatte sie an sich selbst erfahren.

Ihre Augen hafteten an der Inschrift auf silbernem Grunde: „Für Rettung aus Gefahr." Da ging ihr ein Ahnen auf, ein tiefaufsteigendes Ahnen, daß es noch andere Gefahren gab als im treibenden Strom, Gefahren, die keine Körperkraft besiegen kann. —

Am Nachmittag erschien der Kommerzienrat, um anstandshalber auch seinerseits ein paar glückwünschende Worte auszusprechen. Er war nach Frau v. Kalaus Ansicht noch „klappriger" als bisher geworden.

„Ich komme," sagte er, „um Ihnen zu der De-

koration zu gratulieren. Sie ist ja ein ganz hübsches Spielzeug für Erwachsene."

In Bärbels Brust regten sich Übermut und Humor. „Sie ist meine Aussteuer," sagte sie, ohne Frau v. Kalaus Hüsteln zu beachten. „Und zwar eine solche, die man mit Geld nicht beschaffen kann. Versuchen Sie es einmal."

„Ich kann's entbehren," sagte er angeärgert und griff nach seinem Hut.

„Bärbel, du könntest schnell nach dem Putzgeschäft gehen und fragen — weißt schon! — Herr Kommerzienrat, ein Wort noch!"

„Wenn Damen sagen: ein Wort noch! dann kann man auf tausend rechnen," knurrte er, stehen bleibend.

„Gut, rechnen Sie!" Frau v. Kalau faßte festen Stand vor ihm, als sie ihm ihre rundliche Gestalt gewichtig in den Weg stellte. „Herr Kommerzienrat, wie denken Sie über die Hochzeit unserer Kinder?"

„Oh, ganz nach Belieben! Wir sind durchaus unbeteiligt," sagte er mit kühler Ablehnung.

„Herr Kommerzienrat, ich nehme zu Ihrer und Ihrer Gattin Ehre an, daß diese Worte in den Wind gesprochen sind. Ich nehme an, daß Ihnen die Verpflichtung der Eltern gegen den Sohn, gegen den einzigen Sohn — Es ist herzbrechend, dies betonen zu müssen."

„Sie meinen die Zulage?" fragte er mit pfiffigem Lächeln. „Ich glaubte, Sie wollten von Ihrer Tochter und meinem Sohn sprechen."

„Das tue ich, wenn ich —"

„Nein, Sie sprechen immerfort von mir und meinem Geldbeutel. Der ist und bleibt geschlossen. Aber ich habe nichts dagegen, wenn sich die jungen Leute aus eigenen Mitteln eine fröhliche Hochzeitsreise und eine

glänzende häusliche Einrichtung gestatten. Auch gegen Einladungen und Hausbälle haben wir nichts einzuwenden. Nur nicht mit meinem Gelde."

„Haben Sie eigentlich ein Herz, Herr Kommerzienrat?" fragte die Majorin mit zornigem Pathos.

„Auf der linken Seite. — Wenn sonst nichts vorliegt —"

„Sie wollen die Kinder auf die paar tausend Mark Gehalt heiraten lassen?"

„Ich will nicht, sie wollen. Ich habe die Ehre —"

„Herr Kommerzienrat," rief Frau v. Kalau, ihn am Ärmel festhaltend, „ist das Ihr letztes Wort?"

„Eins für tausend," sagte er spöttisch.

„Diese Sünde wird Ihnen nicht zu Speck gedeihen," rief sie, ohne ihn loszulassen.

„Meine Konstitution verbietet das von selbst."

Ganz gebrochen flüsterte sie hinter ihm her. „Oh, du Fuchs!"

— — — — — — — — — — — — — —

Ein frischer Nordwest hatte sich aufgemacht, als Barbara die Straße betrat, und strich durch die saftschweren Äste der Ahornbäume längs des Fußweges. Ein sanfter Frühlingsregen glänzte noch auf den braunen Blattknospen und drängte sie, die ersten grünen Spitzen herauszustrecken. Eine letzte graue Wolke zerflatterte über den Häusern. Der blaue Himmel wölbte sich in neuer Klarheit, und am Westrande des Horizonts ging ein Goldgeflimmer auf, da, wo die Sonne sich zum Niedergange neigte.

Bärbel atmete die frische Kühle mit tiefen Zügen ein. Dieser alte Mann hatte ihr Blut wieder in Wallung gebracht und die Unnatur ihrer Verlobung in ein unerträglich grelles Licht gestellt.

Ein Kind stolperte ihr in den Weg. Da gedachte

sie des Kleinen, dessen Leben sie gerettet. Es zog sie plötzlich zu ihm hin, um sich von seinem Wohlergehen zu überzeugen.

Der Inhalt ihrer Börse, schmal wie er war, verwandelte sich in eine Zuckerdüte. Mit dieser schritt sie hastig vorwärts in das Gewirr des Arbeiterviertels hinein.

Das Zweifamilienhaus war bald erreicht, und Bärbel klopfte an die Tür.

„Herein! — Ach, Herrje!"

Am Tisch saß die Hausfrau, stopfend und flickend, und um sie her ein Häuflein Blond- und Schwarzköpfe, spielend und auf Schiefertafeln kritzelnd.

Strumpf und Schere, Garn und Fingerhut — alles flog zur Erde.

„Das Fräulein! — Kinder, kommt! — Komm, Karlemännchen, gib der guten Dame die Patschhand! Aber hast du auch saubere Finger?"

Bärbel drückte ihm die Düte in die kleine, schmutzige Hand und streichelte sein lockiges Haar. „Lassen Sie nur, es geht schon. Hat er das Sturzbad gut überstanden, der kleine Schelm?"

„Mach du mir das bloß noch einmal!" sagte die Mutter drohend. „Alle Tage gibt's nicht so 'nen Schutzengel, du Schlingel, du! — Was macht denn der Herr Bräutigam? Ach, gnäd'ges Fräulein — Jungens, macht, daß ihr weiterkommt! — dem Herrn selbst darf man ja nichts sagen, aber mein Mann und ich können's nicht genug loben, wie gut der junge Herr zu uns gewesen ist. Gegeben hat er uns und geschenkt für den Bengel und für uns. Der Doktor hat kommen müssen, weil das Kind schon so viel Wasser geschluckt hatte und gar nicht zu sich kommen wollte. — Da kann man wirklich gratulieren, wen der zur Frau nimmt."

Bärbels Herz begann wieder unruhig zu schlagen. Der Landrat und diese schlichte Frau — alle sagten dasselbe. Und sie selbst — was sagte sie?

Das Gefühl der Enge und Unruhe, das sie immer von hinnen treiben wollte ins Unbekannte und Ferne hinaus, erfaßte sie wieder mit heißer Kraft. „Es freut mich —“ sagte sie hastig. „Adieu!“

Als ihr draußen der Wind ins Gesicht wehte, war es ihr, als streiche eine liebende Hand ihr die trüben Gedanken von der Stirn.

Sie schritt den Weg zum Flusse hinab, auf dessen Spiegel ein Goldgespinst in schaukelndem Glanz sich dehnte. Das Abendrot, am wolkenlosen Himmel emporsteigend, ummalte die Türme und Tore der Stadt mit Purpurfarben und verflocht die anbrechende Dämmerung in seine erglühende und verschwindende Pracht.

Ganz leise, wie Wiegengesang, zogen die Wellchen zu Tal. Wo Empörung gewütet, küßte jetzt Frieden die gleitende Strömung.

Da war die Stelle, wo ihre Kraft zu Ende ging und die Hilfe ihr kam.

Sie sah nicht vorwärts auf den einsamen Weg, nur grübelnd vor sich hin und in den Wirrwarr ihres Herzens hinein.

Schritte, die der Wind verwehte, kamen ihr entgegen. Als sie die Augen aufschlug, stand Arnolf vor ihr.

„Hier hätte ich dich nicht gesucht,“ sagte er sichtlich erregt. Seine Züge spiegelten den Verdacht wieder, der ihn beunruhigte. „Kein Mensch weit und breit in der Nähe —“

„Machst du es denn besser?“ fragte sie, ihre Gedanken sammelnd. „Dein Vater war vorhin bei uns. Er wollte mir die Rettungsmedaille verekeln.“

„Ich freue mich, daß du sie bekommen hast,“ sagte

er, ihr fest ins Auge blickend, „und wollte heute abend noch zu dir — Wir können aber auch hier auf und ab gehen,“ brach er kurz ab.

Ein Lächeln alten Mutwillens umspielte ihren Mund. „Ganz allein? Ohne Anstandswauwau? Was werden die Leute für Vergnügen daran haben.“

Er blieb ernst. Die Falte zwischen seinen Brauen grub sich tiefer ein. „Ich hatte noch einen anderen Zweck für mein Kommen. Ich wollte euch Adieu sagen. Ich bin genötigt, zu verreisen.“

„Das ist nicht wahr!“ entfuhr es ihr hastig.

„Du mußt dich nun schon daran gewöhnen, daß ich stets die Wahrheit sage. Es ist eine Geschäftsreise.“

„Nach England?“

„Und wenn es so wäre? Es ist ja nicht so, aber wenn es so wäre, was wäre Erstaunliches dabei?“

„Mary!“ sagte sie mit spöttelnder Schärfe.

„Ich kann meine Neigung nicht wie einen Handschuh wechseln.“

Sie fühlte es mit unumstößlicher Gewißheit, daß es so war, daß seine Liebe zu ihr nicht von ihm gewichen war. Dieses Bewußtsein griff heute tief, sehr tief in ihr Herz.

Flußrauschen und Windwehen umschmeichelten ihr Ohr. Sie ging an seiner Seite wie im wachen Traum, die Hände ineinander verschlungen, als hielte sie stille Zwiesprache mit sich selbst.

Hätte Stettenborn nicht ihren Weg gekreuzt, dann —

„Es wäre vielleicht doch gut,“ unterbrach Arnolfs Stimme das Schweigen, „du wüßtest meine Adresse. Es ist noch hell genug, sie für dich aufzuschreiben. Man kann nicht wissen —“

Er blieb stehen, zog sein Notizbuch hervor, riß ein

Blatt heraus und schrieb schnell ein paar Zeilen darauf nieder. „Hier! Für den Notfall!“

Sie griff nicht danach. „Wann wirst du wieder kommen?“ Eine nie empfundene Beängstigung verlieh ihrer Stimme einen wundersam weichen Klang.

„Ich weiß es nicht. Weshalb fragst du danach?“ Weil ihn der weiche Ton ins Herz traf, gewannen Bitterkeit und Groll abermals die Oberhand. „Es sollte dir doch gleich sein, ob ich hier oder anderwärts meine Pflicht tue.“

In diesem Augenblick faßte sie einen Entschluß. „Wenn du wiederkommst,“ sagte sie langsam und senkte die Wimpern tief über die dunklen Augen, „will ich dir etwas sagen.“

Er sah sie überrascht und verständnislos an. „Jetzt nicht?“

„Nein — jetzt nicht!“

„So nimm!“

Sie hielt das Blatt zwischen den Fingern und ließ es hin und her flattern. Ein Windstoß wehte es ihr aus der Hand.

Als er es auffing, griff auch sie danach, und so legte sich für einen Augenblick ihre Rechte über die seine. Er hob sie mit der Linken empor, als wollte er die Berührung von sich weisen, aber ebenso schnell empfand er einen Druck ihrer Hand.

„Reise glücklich!“

Schon war sie in der Dämmerung verschwunden und eilte flüchtigen Fußes den Promenadenweg hinunter, ins Gewirr der Altstadt hinein.

Dreizehntes Kapitel.

Über dem Rittergut Darsow war das erste Frühlingsgewitter niedergegangen. Gleich darauf stand der

Storchvater wieder auf dem Scheunendach und klapperte, daß es weit über den Hof hinwegschallte.

Quer vor lag das Herrenhaus, ein massives, einstöckiges Gebäude mit ungepflegter Auffahrt. Eine durchlöcherte Hundehütte, auf deren Dach sich ein paar Hühner zankten, lehnte sich gegen die Mauerkante, um welche herum der Weg in einen stark vernachlässigten Garten führte.

In den geöffneten Ställen, die für einen zahlreichen Viehbestand eingerichtet worden waren, brummten und grunzten ein paar vereinsamte Vierfüßler nach Fütterung, und eine Schar gieriger Enten umquakten den längst geleerten Trog.

Der Herr dieses heruntergewirtschafteten Besitzes, dessen Verschuldung und Dürftigkeit deutlich genug in die Augen sprang, Vollrad v. Klüver, stand in Joppe und hohen Stiefeln als sein eigener Inspektor neben den Dungaufladern und wetterte über deren Langsamkeit mit dem ganzen Aufgebot seiner Lungenkraft.

Ein auffallend hübscher und schlank gewachsener junger Mann im Reitanzug lehnte an der Deichsel eines Leiterwagens und lächelte den Kernausdrücken seines Vaters stillen Beifall.

„Wenn das Kapitel zu Ende ist," rief er ihm in gutem Französisch zu, „dann wollen wir jetzt unsere Spiegeleier essen. Ich habe einen mordsmäßigen Hunger."

Vollrad v. Klüver schoß noch ein letztes Schimpfwort in die Luft, dann wandte er sich seinem Sprößling zu, der ihn gemütlich unter den Arm faßte und im Eilschritt dem Hause entgegen führte.

„Justus, infamer Bengel," sagte Vollrad, „du ißt mich mit deinem Seemannsappetit noch rattenkahler, als ich schon bin."

„Ein Wirtschafter muß bei scharfem Appetit sein," rief der ehemalige Ulanenoffizier und zeigte dabei seine prächtigen Zähne. „Und ich lerne bei dir die Wirtschaft. Und was für 'ne Wirtschaft! Gehört uns noch die Wetterfahne auf dem Dach? Zweifelhaft — was?"

„Behalte deine schlechten Witze für dich. Wir pfeifen auf dem letzten Loch. Ihr beiden Schlingel habt mich — Halt mal! Rasselte da nicht was?"

„Meine leeren Eingeweide — sonst nichts. — Komm!"

„Zum Donnerwetter, steh doch endlich still!"

Um die Biegung der Landstraße, an einem halb zerfallenen Backofen vorüber, der als Wächter vor dem Gutshofe seine Gebrechlichkeit zur Schau stellte, kam in der Tat ein Gefährt in Sicht, ein offener Halbwagen.

„Lothar!" rief Justus und ließ den Arm des Freiherrn fahren. „Freue dich, alter Herr, nun hast du uns beide!"

„Da soll doch gleich —"

Er kam nicht weiter. Im elegantesten Zivil war sein Ältester aus dem Wagen gesprungen und auf ihn zugeeilt.

„Alterchen, du bezahlst wohl den Wagen! Es ging schneller so als mit der Post."

„Ihr müßt rein Stroh im Kopf haben!" sagte der Freiherr wütend.

„Und ein anständiges Trinkgeld vergiß nicht! Der Mensch ist famos gefahren."

Justus bekam wieder einen Lachanfall. „Na, heraus mit dem Mammon, Alterchen!" rief er, seinen Bruder umarmend. „Die Spiegeleier werden sonst kalt."

„Ich habe einen Bärenhunger mitgebracht," sagte



Lothar. „Was laden die denn da für Zeug auf? Stinkt ja bis hierher!“

Der Freiherr hatte seine Börse hervorgezogen. „Ihr Blutegel! Ihr Schröpfköpfe!“ Dabei mußte er doch in seines Jüngsten Lachen einstimmen. „Kommt angefahren wie ein Prinz! Und ich alter Esel bezahle es auch noch. — Da — nun mach weiter!“

Sehr gewandt entledigte der junge Mann sich seines Auftrags. Mit größter Nachlässigkeit ließ er zum Schluß ein Dreimarkstück in die Hand des Kutschers gleiten.

„Plagt dich der Teufel?“ fragte der Freiherr, den zusammengeschmolzenen Inhalt seiner Börse besichtigend.

„Immer nobel! Klüversche Art!“

Und dann gingen sie in bester Laune zum Frühstückstisch.

Das alte Faktotum, das jetzt Köchin, Stubenmädchen und Diener in einer Person war, hatte reichlich aufgetragen. Und jedes Glied des Familienkleeblattes beeilte sich, so viel wie möglich davon verschwinden zu lassen.

Dabei leistete die jüngere Generation das Menschenmögliche an schlechten und guten Witzen, so daß das Lachen kein Ende nahm, bis der letzte Tropfen aus der Flasche verschwunden war.

Alsdann fing der Freiherr wieder zu schelten an. „Was willst du denn hier, du Taugenichts? Wir können dich nicht gebrauchen. Und bezahlen kann ich keinen Pfennig mehr für dich — ich müßte es mir gerade aus den Rippen schneiden. Was ist denn passiert? Hast du den Dienst quittiert? Soll ich euch jetzt beide hier mit durchfuttern? Ich habe an Justus schon genug. Zwei solche Straußenmagen verträgt die alte Klitsche nicht mehr.“

„Alter Herr,“ sagte Lothar mit Gemütsruhe, ein silbernes Zigarettenetui hervorziehend und herumreichend, „bediene dich! Nichts Bekömmlicheres nach Tisch als eine gute Zigarette.“

Der Freiherr knurrte zwar, aber er langte zu und tat einen prüfenden Zug. „Raucht der Bengel 'ne feine Nummer! Meine Stinkadores sind dem vornehmen Herrn natürlich nicht gut genug. — Ich fragte, was du hier willst?“

Der junge Husar lehnte sich bequem in den Lederstuhl zurück und blies einen sehr gelungenen Kringel in die Luft. Dabei fiel ein Lichtstrahl in den Brillantring, den er am kleinen Finger seiner wohlgepflegten Hand trug, und auf die Perlenknöpfe seiner Manschetten.

„Ich habe mit dem Oberst gesprochen,“ sagte er, einen zweiten Kringel tadellos befördernd. „Er sagt, es sei schade um mich. Ich würde einen famosen Rittmeister abgeben. Du solltest doch noch mal zusehen, ob du mich nicht halten könntest.“

„Der Mensch muß total verrückt sein!“ rief der Freiherr, mit der Rechten auf den Tisch schlagend. „Und du desgleichen! — Justus, wenn du das Lachen —“

Er kam nicht weiter, denn das Lachen hatte ihn selbst angesteckt, und in bester Einigkeit lachten jetzt alle drei um die Wette.

Darauf knurrte der Alte wieder los: „Ich hätte euch Racker Schuster und Schneider werden lassen sollen. Du ziehst natürlich den bunten Rock aus wie Justus. — Donnerwetter!“ rief er plötzlich in heller Wut, „das muß man über sich ergehen lassen, und daneben sitzt ein steinreicher Klüver und rückt keinen Pfennig heraus! Eine Ernte hat der Mensch voriges Jahr gehabt, daß den Inspektoren die Haare zu Berge standen, weil sie nicht wußten, wohin mit dem Segen.

Wenn er jedem von euch monatlich fünfhundert Mark gäbe, wäre es für ihn eine Kleinigkeit."

„Alle Wetter — fünfhundert Märker!" rief Justus mit leuchtenden Augen.

„Niest darauf!" sagte der Freiherr mit einem vergeblichen Ruck die Flasche umdrehend. Sie gab nichts mehr her.

„Wie wäre es denn," sagte Lothar, „wenn wir ihm mal vereint auf die Bude rückten, diesem verstockten Krösus, damit er mal einen Begriff bekommt, wie anständige Erben aussehen?"

Des Freiherrn Augen schossen einen Strahl stolzer Befriedigung auf die beiden schmucken Söhne, dann donnerte er wieder weiter: „Hätte er damals ein Majorat aus seinen Gütern gemacht, ehe die kleine Mißgeburt zur Welt kam, könnte er sich jetzt auf den Kopf stellen, es fiele doch an uns. Jetzt kann er damit machen, was er will."

„Na also, ein Grund mehr!" rief Justus. „Der Dung kommt auch ohne dich aufs Feld, alter Herr. Fahren wir los! — Klingle doch mal, Lothar! Eine Festung überrumpeln, macht Spaß. Für den genialen Einfall wird noch ein guter Tropfen spendiert. Man ist ja kaum auf den Geschmack gekommen."

„Du bleibst sitzen," rief der Freiherr grimmig. „Das Gepichele hört auf!"

„Du, weißt du," sagte Lothar ruhig, „knurrig kannst du sein, aber nicht schäbig. Schäbigkeit ist aller Laster Anfang. — Käthe! Eine Flasche roten Burgunder! Rechts um die Ecke, dann links um die Ecke —"

„Und dann geradeaus — hierher!" rief Justus der Abgehenden nach.

In angenehmer Erwartung des Kommenden fingen beide an zu witzeln über die klassische Erscheinung dieser

ländlichen Hebe. Beim dritten Vergleich schon ließ der Freiherr seinen Groll fahren, und mit einstimmigem Jubel begrüßt erschien die bestaubte Flasche auf dem runden Familientisch.

Als der Wagen auf der Station ankam, stand der Zug schon fertig zur Abfahrt, und es war gerade noch so viel Zeit, daß der Freiherr voran, seine Söhne hinterdrein, in ein leeres Abteil sprangen. Dabei geschah es, daß der Alte mit dem Knie gegen die Sitzecke stieß und mit einem gemurmelten Fluch seinem nachhüpfenden Sohn Justus einen kräftigen Rippenstoß versetzte.

„Dummer Bengel, mit deiner Drängelei! — Die ganze Haut muß abgescheuert sein. Es brennt wie Feuer!“

„Ach was,“ sagte Lothar gemütvoll, „das ist nur äußerlich.“

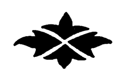
„Der Mensch muß eben auch mal Pech haben,“ bemerkte Justus, „sonst verliert er den Geschmack am Leben.“

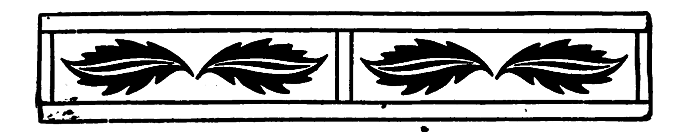
Der Freiherr wollte auffahren, aber die Weisheit seines Jüngsten reizte ihn zum Lachen. „Du Hansdampf! Gleich nach unserer Ankunft muß ich in die Apotheke gehen und mir von dem Giftmischer Kühlsalbe auflegen lassen. Das kommt von diesen dummen Ecken! Können sie die Dinger nicht rund machen!“

„Rund wie 'ne Wurst!“ sagte Lothar beifällig.

„Oder wie die Rückenansicht der Kathi,“ pflichtete Justus bei.

(Fortsetzung folgt.)





Die Körperkultur des Kindes.

Von Ernst Seiffert.

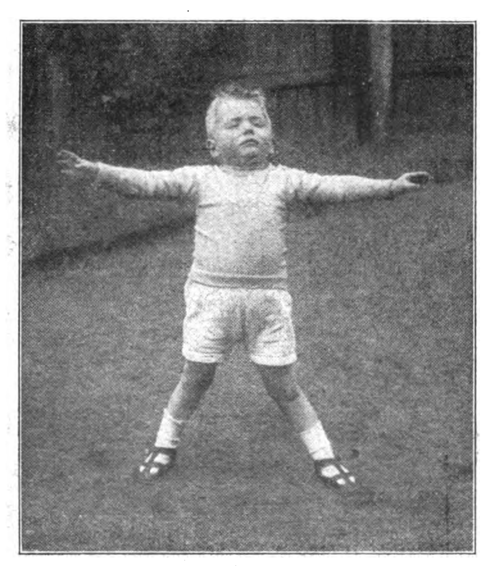
Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Im Zeitalter des Sports, des Strebens nach harmonischer Ausbildung des Körpers tauchte natürlich auch mehrfach die Frage auf: sollen wir den Jüngsten unserer Kleinen ebenfalls täglich bestimmte Übungen geben, braucht der zarte Leib noch nicht zur Schule gereifter Kinder ebenso täglich systematische Ausarbeitung wie wir?

Bisher galt als selbstverständlicher Grundsatz: Das Kind soll bis zum sechsten Lebensjahr spielen, nur spielen, denn so einem kleinen Menschen ist die Welt noch neu, ihm sind Pflicht und Arbeit unbekannte Begriffe, und was es wirklich davon hört und sieht, ist ihm unbegreiflich, ist ihm leerer Schall.

Nun wünschten die Gelehrten und besonders die großen Ärzte aber doch, daß auch dem kleinen Kinde von zwei bis zehn Jahren eine regelmäßige Übung gegeben werde, denn sie sagten, daß viele Krankheiten, die sich in solchen Anfangsjahren entwickeln und oft dann das ganze Leben hindurch schlimme Begleiter sind, durch solche Übung im Keim erstickt werden könnten. Geheimer Medizinalrat Professor Doktor Heubner schrieb seinerzeit als Direktor der Königlichen Universitätskinderklinik zu Berlin unter anderem folgendes: „. . . . . . eine methodische Gymnastik für die erste

Kindheit auszuarbeiten, entspricht einem Bedürfnis, das ich schon oft bei der Behandlung muskelschwacher Kinder in den ersten Lebensjahren empfunden habe." — Und Doktor Klapp, Professor der Chirurgie an der Universität Berlin faßte seine Meinung also zusammen: „Unsere Zeit braucht starke Menschen, die den Kampf



Beim Tiefatmen.

des Lebens erfolgreich bestehen können. Es wäre verkehrt, wollte man die vielerlei Schädlichkeiten des Berufs, vor allem des modernen Lebens in der Großstadt, passiv auf sich einwirken lassen. Leider geschieht das nur zu häufig, anstatt daß man sich durch zweckmäßigen Sport das notwendige Gegengewicht gegen die Schädlichkeiten des Berufs wie des Müßiggangs in Gestalt eines starken und widerstandsfähigen Körpers

erwirbt und erhält. So ist noch vielfach die Meinung verbreitet, man sorge am besten für die Kinder, wenn man sie wohlgefüttert und -gepflegt in das Leben eintreten lasse. Ohne in das andere Extrem zu ver-

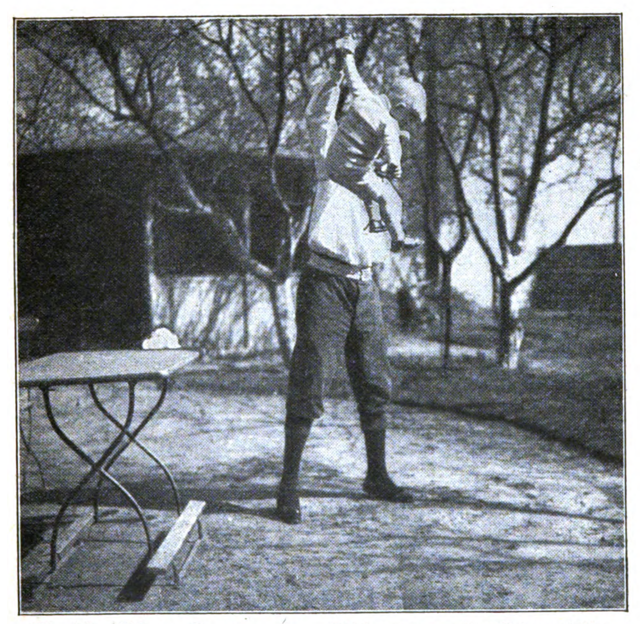


Lungenübung bei Mädchen.

fallen, müssen wir es für zweckmäßig halten, wenn auch in früher Jugend schon ausgesuchte und gut geleitete körperliche Übungen getrieben werden."

Nach den Äußerungen solcher Autoritäten konnte nur noch die Frage bestehen: Wie ist die Strenge

des Systems den weichen Kindergemütern anzupassen? Denn das war klar: Die sonnige, ungezwungene Kindlichkeit sollte und mußte heilig gehalten werden, unangetastet bleiben. Die Schulmänner sträubten



Ein schneidiger Sprung vom Tisch unter väterlicher Hilfe.

sich energisch, den Sport in das Lehrprogramm aufzunehmen.

Daß es nicht ganz zu Unrecht geschah, mögen die nachstehenden Worte eines hervorragenden Fachmannes, des Vorsitzenden des Berliner Sportklubs „Komet“ bekräftigen, die also lauteten: „So wertvoll, ja sogar unentbehrlich Sport jeglicher Art bei den jetzigen geistig aufreibenden und entnervenden

Lebensverhältnissen für den Jüngling und Mann zur Entwicklung und Erhaltung körperlicher und geistiger Tüchtigkeit, für unsere ganze Nation zur Erhaltung eines gesunden, leistungsfähigen Nachwuchses ist, so falsch und für unsere Zukunft nachteilig muß es erscheinen, schon den kleinen Knaben zu erlauben, Sport zu treiben. Der sporttreibende Knabe würde, leicht empfänglich, wie Knaben sind, erfaßt und nicht wieder losgelassen werden von dem gewaltigen Zauber, den der Sport ausübt. Er würde nicht Selbstdisziplin genug besitzen, um seine Gedanken aus dem sportlichen Ideenkreise zeitweilig so weit loszureißen, daß er genügend Zeit, Energie und Aufmerksamkeit für seine gediegene geistige Ausbildung und Erziehung übrig behielte. Der Sportbetrieb, gleichbedeutend mit Haschen nach Erfolgen, löst bei nicht ganz starken Naturen auch leicht schlechte Charaktereigenschaften aus: Neid, Streitsucht, Überhebung, Unlauterkeit, Unwahrheit, Roheit, Blasiertheit, Geld- und Zeitverschwendung, Unlust zu geregeltem Denken, Neigung zum Bummelleben. Durch zu scharfes oder übermäßig langes Trainieren kann der in schneller Entwicklung begriffene Körper des Knaben, können besonders die inneren Organe leicht überanstrengt, dauernd geschädigt und in der natürlichen Ausbildung gehemmt werden, kann der unausrottbare Keim zur Neurasthenie gelegt werden. Wir wollen also keine trainierten oder gar übertrainierten, einseitig entwickelten Knaben mit müdem Gesichtsausdruck, die schon alle Freuden und Aufregungen des Sports durchgekostet haben, sondern wir brauchen unschuldig in die Welt und in die Zukunft schauende, in goldener Freiheit aufgewachsene Jungen, deren Körper sich nach den Naturgesetzen von selbst geschmeidig, kräftig,

ebenmäßig und schön entwickelt. Erhaltet unseren Knaben so lange als möglich die naive Freude am kindlichen Spiel und damit ihre glückliche Kindheit!"

Man sieht, die Sportleute sind durchaus nicht immer die Fanatiker, als die man sie allgemein hin-



Oberleutnant Neumann-Neurode mit einem seiner jüngsten Zöglinge.

zustellen beliebt, und besonders in den großen Kluben wird sehr vernünftige Körperpflege getrieben. Doch wie man aus den Äußerungen klar ersehen kann, muß ein sportliches Üben den Kindern überhaupt fremd bleiben.

Während nun in der Schulzeit die Turnstunden

manches bezwecken, ist das Kind in den Jahren vorher sich selbst überlassen. Das wurde als Lücke empfunden. Darum wurden von wissenden Männern neue Wege ersonnen, neue Methoden, von denen die bekannteste wohl die des Gardeoffiziers Oberleutnant Neumann-Neurode, des Turnlehrers der Kronprinzenkinder, ist, nach der auch die Photographien dieses Artikels aufgenommen sind.

Oberleutnant Detleff Neumann-Neurode bezeichnet als den Hauptzweck eines schon mit zweijährigen Kindern beginnenden, besonders angepaßten Turnunterrichts die Vorbeugung gegen solche Krankheiten, die einen schwächlichen Körper als Grundbedingung haben, und die Vorbereitung des Kindes auf die Schule, die sonst plötzliche Anstrengungen durch das stundenlange Sitzen zeitigt. Seine Methode hat er so zusammengestellt, daß sie an den Instinkt des Kindes appelliert, keine langweiligen und keine korrekten Übungen verlangt, aber den ganzen Körper durcharbeitet unter besonderer Beachtung der Entwicklung des Rückens, der den meisten Gefahren ausgesetzt ist, und auch der Beine, zu deren rechtzeitiger Pflege sich die Eltern keinen Rat wissen.

Zu beachten sind nach dieser oft erprobten Lehre folgende Grundsätze:

1. Man kann mit dem Turnen schon beginnen, wenn das Kind anfängt, Gehversuche zu machen; das wird gewöhnlich im Alter von einem Jahre sein.

2. Jede Ruckbewegung am Kinde ist zu vermeiden, im allgemeinen muß die Ausführung der Übungen langsam und dehnend erfolgen.

3. Kein Konkurrenzturnen mit anderen Kindern darf veranstaltet werden, denn es kommt nicht darauf an, daß das Kind „etwas kann“.

4. Dem Kinde ist Freude an dieser Art Turnen zu erwecken.

Dazu ist zu berücksichtigen, daß keine bestimmten Turnstunden angesetzt werden dürfen, daß nur geturnt wird, wenn das Kind Lust dazu hat. Die hat



Eine schöne Übung zur Kräftigung der Bauchmuskulatur.

es ja fast immer. Bei Kindern, die noch nicht sprechen können, muß man mit der Übung sofort aufhören, wenn sie Unbehagen zeigen oder gar schreien; denen, die sich schon verständlich machen können, ist in ihren Wünschen in bezug auf das Turnen zu willfahren. Der Instinkt bewahrt das Kind vor Überanstrengung,

anderseits fühlt das gesunde Kind das Bedürfnis nach Bewegung — man soll also aufhören, wenn es nicht mehr turnen will; mag es die eine Übung nicht machen, dann soll man nicht darauf bestehen, sondern eine zweite und dritte vorschlagen, da es zunächst nicht darauf ankommt, was es turnt, es soll überhaupt vorläufig nur einmal lernen, etwas nachzumachen.

Sehr bald tut dann das Kind alles, was im Turnunterricht von ihm verlangt wird, freiwillig. Wenn sich das Kind selbst eine Übung erdacht hat, muß diese ins Repertoire aufgenommen werden, mit Lob und Bewunderung darf man, besonders bei den ganz Kleinen, nicht geizen. Daß man vermeiden muß, dem Kinde wehe zu tun, ist selbstverständlich. Doch auch vor dem Fallen muß man es bewahren.

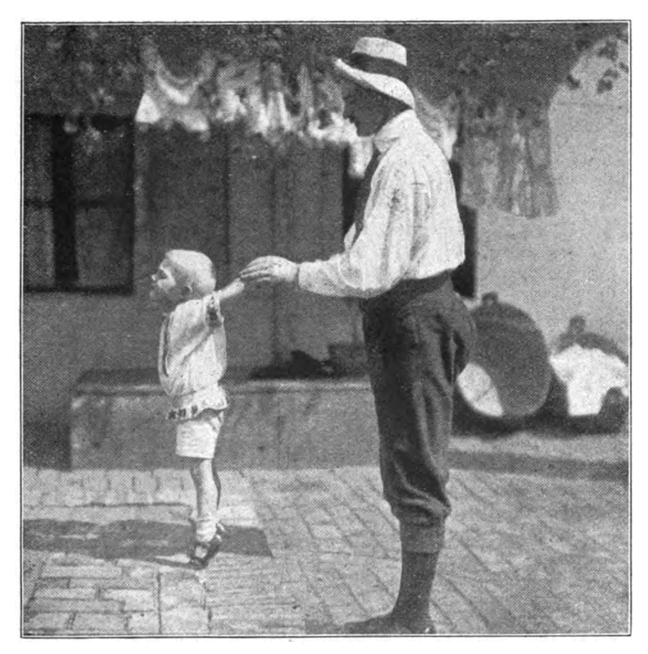
Läßt man ein Kind allein turnen, was es will, so wird kaum etwas passieren, dagegen wird es immer große Schreierei, wenn nicht gar Schlimmeres geben, sowie man mehrere zusammen ohne Aufsicht üben läßt.

Kleinlich darf der Beaufsichtigende nicht sein, auch von dem Kind nicht Korrektheit in der Ausführung der Übungen verlangen. Die Schönheit der Bewegungen kommt mit der Zeit von selbst.

Übungen, die an sich keinen gymnastischen Wert haben, aber dem Kinde Freude machen, sind durchaus glückliche Einlagen, hauptsächlich dann, wenn dem Kinde eine Übung zu schwer war und man diese abbrechen mußte. Kinder haben keine Ausdauer und langweilen sich, wenn die Übung nicht bald gelingt. Hat das Kind Angst vor einer Übung, so lasse man diese eine Zeitlang fort; *nur wenn es gerne und willig turnt, haben beide Teile Freude daran.*

Von diesen Grundsätzen ist der ganze Erfolg abhängig.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Kinder bei allen, auch den anstrengenden Übungen



Biegen der Arme nach rückwärts, bei Anspannung der Beinmuskulatur durch Stehen auf den Zehenspitzen.

gleichmäßig atmen müssen, und daß bei der leichtesten Indisposition des Kindes das Turnen unterbleiben muß.

Bei Mädchen ist in Rücksicht auf ihre zartere Bauart das Turnen mit besonderer Sorgfalt, Vorsicht, und mit mehr Unterstützung durch den Lehrer zu betreiben, als bei Knaben, damit jede Überanstrengung ausgeschlossen ist.

So ungefähr ist der Kern der Methode, die mit großer Deutlichkeit ein liebevolles Verstehen der Kindespsyche kundgibt und wohl das Ausgereifteste darstellt, das wir bisher auf dem Gebiet der Körperkultur des Kindes haben.



Der von Oberleutnant Neumann-Neurode konstruierte Apparat im Gebrauch.

Aus den beigegebenen Bildern möge man ersehen, wie die einzelnen Übungen gedacht sind. Oberleutnant Neumann-Neurode sagt über sie, daß man ihre Zahl nach Belieben vermehren kann, daß aber in seinem System die hauptsächlichen Muskelgruppen schon genug berücksichtigt worden sind, um eine harmonische Durcharbeitung des jungen Körpers zu gestatten.

Für größere Kinder sind Übungen, die spielend erledigt werden, meist nicht mehr ausreichend und auch kaum noch möglich; wer indessen die eigenen oder die ihm anvertrauten Sprößlinge in der angegebe-



Ballstoßen zur Kräftigung der Arme.

nen Weise bis zum sechsten Jahr hat turnen lassen, wird nicht in Verlegenheit um Neuübungen geraten.

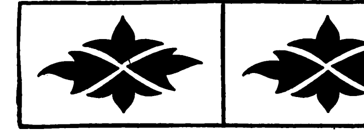
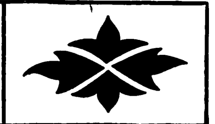
Daß Kinder, die zeitig zu turnen beginnen, leicht klein bleiben, trifft nur dann zu, wenn einige Muskelgruppen überanstrengt werden und der übrige Körper zu kurz kommt. Vernünftige Gymnastik ist dem Wachs-

tum des Körpers nur förderlich, da die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Krankheiten wächst und durch das Turnen in der Kinderstube der Grund zu einem gesunden Frauen- und Mannesalter gelegt wird.

Noch einmal: Der Zweck ist die Ausbildung zu einem gleichmäßigen, muskelkräftigen Körper; die Gewandtheit soll früh entwickelt und der sogenannte „Schneid“ ganz allmählich zur Gewohnheit werden, ohne daß auch nur der Anschein akrobatischer Ausbildung gegeben sein kann. Ob ein Erfolg nach einiger Zeit vorhanden ist, wird am besten der Arzt feststellen können, der auch vor Beginn der Übungen um Untersuchung der Beschaffenheit der Muskeln und des ganzen Körpers des Zöglings, sowie um einige Notizen zu späterem Vergleich gebeten werden muß, wenn alles sich richtig abwickeln soll.

Auch für den Lehrer ist das Turnen mit den Kleinen eine gute Bewegung, die ihm bald Freude machen und zum Bedürfnis werden wird.



Die Wette des Amerikaners.

Novelle von W. Hard.

(Nachdruck verboten.)

Im Billardzimmer eines der hocheleganten Klubhäuser, wie sie sich nur die vornehmsten Kreise bauen können, schlug die goldene Stutzuhr auf dem reich verzierten Luxuskamin mit ihrem feinen Glockenstimmchen viermal an. Das klang so frisch und hell, als ob es Nachmittag wäre, und es war doch Nacht und Schlafenszeit — wenigstens für den bürgerlichen Normalmenschen, für den, der in seiner Zeiteinteilung Ordnung und Solidität liebt, der vernünftigerweise den Tag zur Arbeit benützt, und die Nacht zum Ausschlafen und zur erquickenden Ruhe.

Die kleine Uhr war ein Kunstwerk und stellte den vielgeplagten Atlas dar, der auf seinen kräftigen Schultern die Last der Erdkugel trug. Die Figur richtete ihre toten, unbeweglichen Augen mit dem starren, fast grimmigen Blick auf eine Gruppe von Herren, die in einer Ecke des sonst leeren Zimmers allein noch beieinander waren. Es schien sie wenig zu kümmern, daß ein heller Streifen am östlichen Horizont den jungen Morgen bereits zu verkünden begann. Es war, als wollten die harten Augen und die strengen Lippen ihnen zurufen: Seht ihr nicht, ihr Schlemmer und Nichtstuer, wie das Leben rings um euch herum Arbeit und Last

und Mühe ist, wie Millionen sich jetzt erheben werden zum schweren Daseinskampf um des Lebens nötigste Erfordernisse — und ihr stehlt dem Herrgott den Tag, und die Nacht dazu!

Er durfte wohl so reden, denn er trug die Not einer ganzen Welt auf den Schultern.

Es waren zwei junge Leute aus der eleganten Lebewelt und ein jedenfalls bedeutend älterer Herr, dessen Jahre schwer zu bestimmen waren, die dort noch eifrig miteinander redeten, schwarzen Kaffee tranken und rauchten. Die grimmigen Augen des Alten aus der Sagenwelt störten sie nicht.

Bei dem viermaligen Pink der hübschen Uhr jedoch warf der Ältere, Mr. Reginald King, der hagere Amerikaner mit dem bartlosen Dollargesicht, einen kurzen Blick nach dem Zifferblatt und sagte in recht gutem Deutsch: „Vier Uhr! Zeit zum Schlafen, meine Herren!“ Er blies den Rauch seiner feinen Zigarette von sich und schob die geleerte Kaffeetasse zurück. „Ihr habt sonderbare Sitten im alten Europa! Bei uns überm Ozean liegt alles auf dem Ohr und schnarcht um diese Zeit. Es ist kein Wunder, daß Amerika auf der ganzen Linie siegt im großen Wettkampf der Völker. Wir hören die Hähne krähen, wenn wir aufstehen, und Sie, meine Herren von der anderen Seite des Wassers, wenn Sie zu Bette gehen.“

Die beiden jungen Leute lachten.

Norbert v. Halling zog eine frische Zigarette aus dem Etui. „Alles Ihretwegen, Mr. King. Haben Sie sich nicht vorzüglich unterhalten diesen Abend und diese Nacht? War die Vorstellung im Theater nicht ausgezeichnet, das Souper nicht köstlich und das Stückchen rauschenden Großstadttreibens, in das wir Sie einführten, nicht amüsant und sehenswert? Kurt Ruyter

und ich haben uns für Sie aufgeopfert. Die Billardpartie, in der Sie uns zum Schluß eine Probe Ihrer unübertrefflichen Meisterschaft gaben, war Ihre eigene Anregung. Wenn Sie nun anfangen wollen, philiströs zu werden —“

„Nein,“ sagte King, „das fällt mir nicht ein. Aber ich bin müde.“

Kurt v. Ruyter, der bisher schweigsam gesessen, legte die Hand auf Norbert v. Hallings Arm. „Mr. King ist Ihnen im Grunde seines Herzens außerordentlich dankbar, lieber Halling, für die selbstlose Mühe, die Sie sich gaben, ihm seit acht Tagen das Leben hierzulande so schmackhaft wie möglich zu machen. Zweifelsohne ist er Ihnen besonders dankbar, daß Sie ihn in einige Familien eingeführt und ihm die Bekanntschaft vermittelt haben mit einer Reihe der schönsten jungen Damen, die —“

King verbeugte sich. „Das war in der Tat sehr liebenswürdig von Ihnen.“

„Und sehr selbstlos dazu,“ rief Ruyter lachend. „Ich habe Sie geradezu bewundert, Halling. Auf die Gefahr hin, daß das fischblütige Herz unseres Mr. King durch den Anblick von so viel Liebreiz und Anmut in Brand geraten könnte, haben Sie sogar diejenige junge Dame den Attacken seiner Verführungskunst und seines Unterhaltungstalents ausgesetzt, die für Sie selber — ich bin doch nicht ganz mit Blindheit geschlagen — das Ziel ernster Wünsche ist. Nehmen Sie sich vor Mr. King in acht, Herr v. Halling. Unser lieber King scheint sich der genannten Dame mit einem Feuer zu widmen, daß —“

Halling hatte belustigt zugehört. Jetzt brach er in ein schallendes Gelächter aus. „Sie sind köstlich, Ruyter!“ Er maß die eckige Gestalt des langen Ameri-

kaners, dessen Gesichtszüge von grotesker Häßlichkeit waren, mit einem sorglosen Blick. Augenscheinlich fürchtete er diese Konkurrenz nicht im mindesten.

„Ich schieße doch nicht daneben mit meiner Vermutung, Halling?"

„Sie meinen Fräulein Hildburg Randelhart?"

„Da Sie es selbst sagen, mein Bester — nun, die Welt sagt es schon lange. Nehmen wir also als Tatsache an, daß Ihre Freiersfüße sich in dieser Richtung bewegen. Nun, die von Ihnen bevorzugte Dame hat Herrn King ebenfalls ausgezeichnet gefallen. Nicht wahr, Mr. King?"

„Sie ist ein sehr schönes Mädchen," ließ King sich hören. „Ich habe niemals in meinem Leben ein so schönes Mädchen gesehen."

„Da hören Sie es, Halling!"

„Wenn sie auch Verstand hat und ein Herz —"

„Sie hat alles, was einen Mann bezaubern kann, Mr. King. Ich sage Ihnen, sie ist umschwärmt wie keine und wählerisch wie keine."

„Ist sie schon Ihre Braut, Herr v. Halling?" fragte King geradezu und heftete seine grauen Augen fest auf den Angeredeten.

Norberts Gesicht rötete sich bei der direkten Anfrage ein wenig. „Ich will Ihnen etwas sagen, Mr. King," antwortete er, „es gibt hier in der Gesellschaft viele Leute, die das Gras wachsen hören und eine prophetische Gabe besitzen, die schon beinahe an das berühmte zweite Gesicht streift. Auch Herr v. Ruyter hier hat sein Teil davon abbekommen."

„Sie ist also nicht Ihre Braut?" erkundigte sich King mit unerschütterlicher Beharrlichkeit.

Halling warf sich in die Polster zurück und lachte noch herzlicher.

„Mr. King," sagte Ruyter und klopfte dem Riesen auf die Schulter, „es sieht wirklich so aus, als wollten Sie Halling ins Gehege brechen."

„Warum nicht?" rief Norbert übermütig. „Nur zu, Mr. King! Sie sind kein zu verachtender Freier, wahrhaftig nicht — trotz Ihrer Jahre. Wie alt mögen Sie sein?"

„Fünfzig," erwiderte King prompt.

„Macht gar nichts. So ein Krösus aus dem Dollarlande mit vier Millionen Börsengewicht —"

„Fünf Millionen," berichtigte King.

„Gut, also fünf Millionen — Ihre Aussichten sind glänzend, Mr. King. Ich sage Ihnen, unsere jungen Damen verstehen zu rechnen."

„Alles selbst erarbeitet vom ersten Cent an," fügte King hinzu.

„Alle Achtung, Mr. King! Sie sind sicher ein Geschäftsgenie! Indessen — im Grunde ist es wohl gänzlich einerlei, ob man sein Vermögen selbst erworben oder ob man es ererbt hat. Besitz ist Besitz — die Hauptsache bleibt, daß man überhaupt über ein angenehmes Quantum Mammon verfügt."

Der hübsche junge Mann lehnte sich behaglich zurück. Es war doch ein erhebendes Bewußtsein, ein beneidenswertes Los, als Rückendeckung ein Bankkonto sein eigen zu nennen, das über alle Lebensmisere weghob und die Erfüllung der wildesten Wünsche gestattete.

„Erlauben Sie," sagte King nach einer kleinen Pause, „das ist nicht einerlei."

„Was ist nicht einerlei?" fuhr Norbert v. Halling aus seinen Träumen auf. Er hatte den Zusammenhang der letzten Worte verloren.

„Ich sage," meinte King ruhig, „daß es zweierlei ist, ob jemand sein Vermögen mit harter Mühe selbst

erarbeitet hat, oder ob es ihm in den Schoß fiel von seinem reichen Vater. Es ist ein großer Unterschied."

„Welcher denn?"

„Nur wer wirklich gearbeitet hat, kann auch wirklich genießen. In der Arbeit liegt allein die wahre Berechtigung zum Reichtum."

„Sie sind eigentlich recht grob, Mr. King," rief Halling lachend.

„Sie sprechen uns also," fiel Ruyter ein, „schlankweg das Recht ab, unser Geld mit gutem Gewissen zu verzehren? Damit treffen Sie sowohl Halling als mich. Denn wir haben es Gott sei Dank nie nötig gehabt, uns zu plagen und zu schinden. Unsere Eltern waren so freundlich gewesen —"

„Well," unterbrach ihn King. „Ich meine es so. Ich will mit Ihnen wetten, daß Sie nicht einen Pfennig selbst erworben haben."

„In der Tat — ich habe noch nie eine Arbeit verrichtet, die ich mir bezahlen ließ. Ich bin überzeugt, Halling auch nicht."

„Selbstverständlich nicht!" stimmte Halling bei, und es klang ein wenig hochmütig. Unsere Ansichten gehen himmelweit auseinander, Mr. King. Nach Ihrer demokratischen Auffassung sind wir Drohnen und wertlose Nichtstuer, und der ist der Mann nach Ihrem Herzen, der sich plagt und schindet und Hunderttausende auf Hunderttausende zusammenscharrt. — Herr v. Ruyter, wir werden es dem Herrn nie klar machen können, wie turmhoch wir über der arbeitenden Klasse stehen."

„Es tut mir leid, wenn ich eine Beleidigung gesagt haben sollte," erklärte King höflich. „Ich sage immer gerade heraus, was ich denke. Wir haben in Amerika eben eine andere Auffassung über die Dinge."

Halling reichte ihm die Hand. „Schon gut — lassen Sie nur."

„Gott sei Dank, daß man nicht zu schuften braucht," sagte Ruyter. „Lieber Herr, Sie sollten sich auch zur Ruhe setzen und Ihr Leben genießen."

„Wenn ich zurückgefahren sein werde nach Amerika," erklärte King dagegen, „werde ich arbeiten wie immer. Ich arbeite jetzt zu meinem Vergnügen."

„Sie sind ein sonderbarer Heiliger, Mr. King. Als ob wir das nicht auch könnten, wenn wir wollten!"

„Nein," erwiderte King kurz. „Sie werden es nicht können. Nicht eine Woche lang werden Sie leben können von Ihrer Hände Arbeit."

„Warum in aller Welt sollten wir nicht arbeiten und uns erhalten können, Mr. King? Wir haben beide zwei kräftige Arme und sind jung dazu. Auch einen hinlänglich klaren Kopf dürfte man uns nicht absprechen, also —"

„Sie würden verhungern," sagte King im gleichmütigsten Tone.

Die kleine Uhr, die auf den Schultern des Atlas ruhte, pinkte aufs neue. Der helle Morgenschein kam durch die Fenster und stach sonderbar ab gegen die elektrische Beleuchtung.

Halling hatte laut aufgelacht bei Kings letzter Bemerkung. „Es wäre ja lächerlich," meinte er, „wenn ich mit dem ganzen Schatz meiner intellektuellen und gesellschaftlichen Bildung, oder wenn's da nicht reichen sollte, doch mit der rohen Kraft meiner Hände nicht so viel zusammenscharren könnte, um die notwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, also um zu essen und zu schlafen. Unerhört wäre das!"

„Am dritten Tag würden Sie verhungert sein."

„Mr. King, ich habe die größte Achtung vor Ihrem

Geist und Ihrer Weltkenntnis, aber hier dürfte Ihr Glaube Sie doch trügen. Es gibt Hunderttausende — Millionen, die Tag für Tag ins Ungewisse hineinleben und sich nur durch gelegentliche Arbeit ernähren — denken Sie an die Landstreicher, an die unterste Hefe in den Städten. Sie alle schlagen sich durch! Und wir sollten es nicht können?"

„Nein," sagte King. „Gerade Sie können es nicht. Weil Sie zu vornehm sind dazu, können Sie es nicht. Und ich will also mit Ihnen wetten —"

„Ruyter, die Wette nehme ich an. Wir wollen uns nicht blamieren. — Mr. King — ich verpflichte mich, eine Woche lang, vom heutigen Tag an gerechnet, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche hinauszugehen in das Getriebe da draußen und mir auf volle acht Tage meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Bloß um Ihnen zu beweisen, daß Sie unrecht haben mit Ihrer Behauptung. Ich werde alle Brücken hinter mir abbrechen und keine der Hilfsquellen, die mir zu Gebote stehen, in Anspruch nehmen. Mit meinem Wort verbürge ich mich für die genaueste Ausführung. Geht's nicht weiter, so melde ich mich bei Ihnen als geschlagen. Sie sind Zeuge, Herr v. Ruyter."

„Und ich," sagte Mr. King, indem er in die dargebotene Rechte des jungen Mannes einschlug, „werde ein reichliches Essen auf alle Fälle bereit halten."

„Es möchte Ihnen kalt werden. Ich wette um tausend Pfund —"

„Um tausend Pfund, well. Sie werden von hier nicht nach Hause gehen, werden kein Geld mitnehmen, werden —"

Halling war Feuer und Flamme. Er drückte auf den Knopf der elektrischen Leitung, worauf nach sehr kurzer Zeit ein dienstbarer Geist erschien.

„Sie müssen eine Viertelstunde für mich tätig sein, Jean."

Jean verbeugte sich.

„Es gilt einen kleinen Scherz, Jean, und ich bedarf dazu eines einfachen, eines höchst einfachen Anzuges und eines ebenso gewöhnlichen Hutes. Meine Wertsachen und das bare Geld, das ich bei mir führe, nimmt der Klub in Verwahrung. — Sie sehen, meine Herren, wie ernst es mir ist!"

Jean verschwand und brachte das Verlangte. Es gab keinen Befehl, der nicht mit größter Pünktlichkeit und Genauigkeit zu jeder Tages- und Nachtzeit im Klub ausgeführt worden wäre.

Die Verwandlung des eleganten Norbert v. Halling in einen gewöhnlichen Dutzendsterblichen ging schnell vor sich. Wohlgemut und unter Scherzen entledigte sich Norbert seines Gesellschaftsanzuges und stieg in die gröbere Hülle. Den graugrünen Filz stülpte er sich verwegen aufs Ohr. Behutsam nahm Jean in seine Obhut, was Halling ihm an Kostbarkeiten und Geld in die Hände gleiten ließ.

„Auf Wiedersehen also in acht Tagen!" rief Halling übermütig.

„Viel Vergnügen!" sagte Kurt v. Ruyter, dem die Wette ungeheueren Spaß machte.

King verzog sein steinernes Gesicht zu einem Schmunzeln. „Und wie werden Sie —"

„Über jede Minute bekommen Sie Rechenschaft, Mr. King. Ich denke, mein Bericht wird kurzweilig genug ausfallen."

„Das glaube ich auch," versetzte King lakonisch und mit eigentümlichem Nachdruck.

Noch ein Händeschütteln, und Norbert v. Halling schritt hinein in den goldigen Frühlingsmorgen, in das

vielgestaltige, lebendig pulsierende Treiben der Großstadt, das allmählich zu erwachen begann.

King und Ruyter entfernten sich in entgegengesetzter Richtung.

„Ich kenne Halling genau,“ sagte Ruyter noch beim Abschied. „Er ist zäh und wird sich durchbeißen. Sie werden Ihre Wette verlieren, Mr. King.“

„Well,“ sagte der Amerikaner. „Gewinne ich, so ist es gut, verliere ich, so ist es auch gut. Es geht nichts über eine feine Wette!“

Kurt v. Ruyter gähnte. Er sehnte sich ehrlich nach seinem Bett.

— — — — — — — — — — — — — —

An demselben Tage saßen im Salon des Hauses, das dem Bankdirektor Kandelhart gehörte, zwei junge Damen, beide von bestrickender Anmut der äußeren Erscheinung, so daß ein Preisrichter in Verlegenheit gekommen wäre, welcher von beiden er den Schönheitspreis hätte zuerteilen sollen. Hildburg Kandelhart war rötlichblond, und die Iris ihrer Augen schimmerte in wunderbar wechselndem Farbenspiel, während ihre Freundin Susanne, des Konsuls Fredebaum Tochter, tiefbrünett war. Sie waren seit langer Zeit befreundet, ihrer Väter Häuser standen nicht weit voneinander.

Susanne Fredebaum hatte Tränen in den Augen, und Hildburg gab sich Mühe, sie zu trocknen.

„Tränen machen häßlich,“ sagte sie, die Freundin umarmend und sich mit ihr aufs Sofa niederlassend. „Was du mir da erzählt hast, sind ja nur Befürchtungen, und vielleicht siehst du viel zu schwarz. Man muß nicht eher trauern, als bis so ein Unglück hereinbricht. Überhaupt — man muß das Leben stets von der leichtesten Seite nehmen.“

Sie hüpfte zum Bauer ihres bunten Papageies und

steckte ihm ein Stück Zucker in den scharfen Schnabel. Der Vogel kreischte und spreizte die Flügel. Er stieß einen heiseren Ton hervor, der offenbar seinen Dank bedeuten sollte.

Susanne trocknete sich die Tränen. „Mir ahnt Fürchterliches, Hilde. Papa ist so anders wie sonst. Er hat schreckliche Verluste gehabt — es gehen schon Gerüchte um, daß es mit uns aus ist. Gott, wenn wir alles verlieren sollten —"

„Ich glaub's nicht, Susanne. Es wird übertrieben sein. Als ich meinen Papa über euch befragte, wußte er nichts davon. Und wenn schon — da mußt du klug sein und dich vorher sichern, ehe der Krach kommt und es zu spät ist. Das erfordert doch der einfachste Trieb der Selbsterhaltung."

„Wie meinst du das?"

„Ach — tu doch nicht so. Der junge Ruyter macht dir doch auffallend den Hof! Ah — jetzt wird sie rot! — Kindchen, mit etwas Schlauheit wäre eure Sache doch schon längst im reinen! Ruyter ist eine Partie, nach der viele ausschauen. Also gib deinem schämigen Getue einen Stoß und lock ihn in deine Arme! Hübsch genug bist du wahrhaftig, um das fertig zu bekommen — mein Gott, es ist doch wahrhaftig nicht schwer, einen Mann zu fesseln und zu halten, wenn man nur will!"

Das schöne Geschöpf reckte die Arme und zeigte lachend die Perlenreihe der weißen Zähne.

„Du bist leichtfertig, Hilde."

„Nenne mich lieber praktisch und frei von jeder Sentimentalität, Liebste. Darin solltest du von mir lernen, denn du bist viel zu schwerfällig und voller Vorurteile. Das paßt nicht in unsere Zeit, und man kommt nicht weit damit. Also weg die Tränen und ein fröhliches

Gesicht gemacht! Du weißt ja nicht, wie hübsch du bist, wenn du Grübchen hast und lachst!“

In schneller Folge haspelte die Stutzuhr zwölf Schläge ab, und im selben Augenblick fast fuhr draußen vor dem Hause ein Auto vor.

Bankdirektor Kandelhart kam sofort aus dem Nebenzimmer herein und begrüßte die Mädchen. Susannes Hand zog er leicht an die Lippen, und seiner Tochter tätschelte er das mit Edelsteinen geschmückte Handgelenk. „Wir bekommen Besuch, Kinder. Mr. King hatte gebeten, seine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Ah — der lange Amerikaner! Herr v. Halling stellte ihn uns vor.“

„Ein schwerreicher Mensch aus New York! Auf vier bis fünf Millionen wird er geschätzt — nicht Mark, Kinder, sondern Dollar — Dollar!“

Eine Minute später stand King im Salon und verbeugte sich artig. Man setzte sich im Kreise, und das Gespräch begann mit den üblichen Phrasen.

„Sie sind schon lange hier in Deutschland, Mr. King?“

„Erst seit acht Tagen.“

„Und wie gefällt es Ihnen?“

„Es gefällt mir sehr gut. Die Menschen sind alle sehr liebenswürdig.“

„Und wie lange gedenken Sie zu bleiben?“

„Es kann noch zwei Wochen dauern, bis meine Geschäfte abgewickelt sind. Aber ich kam auch noch aus einem anderen Grunde hierher.“

„Aus welchem Grunde, Mr. King?“ fragte Hildburg, die den langen Herrn halb spöttisch, halb interessiert betrachtet hatte.

King wandte ihr sein scharf gemeißeltes Antlitz zu. „Ich kam hierher, um Sie kennen zu lernen, Miß Kandelhart.“

„Mich?" gab sie erstaunt zurück.

Dann brachen alle in ein lautes Gelächter aus.

„Sie machen sonderbare Witze, Herr King," sagte Hilde Randelhart mit hochmütig erhobenem Kopfe.

„In der Tat, Mr. King," fügte der Bankdirektor hinzu, „Sie sprechen zum mindesten in Rätseln. Wollen Sie sich nicht näher erklären?"

King lächelte. „Ich spreche nicht in Rätseln, Herr Bankdirektor, und ich mache keine schlechten Späße, meine schöne junge Lady. Wenn ich Ihnen auseinandergesetzt haben werde, wie ich es meine, werden Sie selber sehen, daß die Sache sehr einfach ist."

Hildburg schüttelte den Kopf. „Sie wollen mich glauben machen, daß Sie die weite Reise um meinetwillen gemacht haben, Mr. King? Sie kannten mich ja gar nicht, denn bis vor kurzem wußten wir sicher nichts von unserer gegenseitigen Existenz!"

„Ich habe nicht gesagt, Miß Randelhart, daß ich allein um Ihretwillen hierher kam, ich kam auch in Geschäften. Aber sonst ist es schon richtig — ich wollte Sie aufsuchen und Sie kennen lernen."

„Sie wollten mich kennen lernen?" fragte das junge Mädchen lachend. Ihre Augen blinkten der Freundin zu, als wollten sie ihr sagen: den hat der Spleen aber tüchtig gepackt!

King richtete sich höher auf. „Ich fürchte, daß ich mich nicht ganz genau ausgedrückt habe," verbesserte er sich, keine Miene verziehend. „Ich kenne Sie nämlich eigentlich schon lange — schon über ein halbes Jahr."

„Das ist nicht gut möglich, Mr. King."

„Doch, mein schönes Fräulein. Ich kenne Sie nach einer Photographie, die sehr gut getroffen ist. Das, was ich in Natur vor mir sehe, ist freilich weit schöner

als die Photographie, und ich bin sehr entzückt, daß ich Sie kennen lerne, wie Sie sind, Miß Kandelhart."

Der jungen Dame stieg die Röte in den Kopf. Sie wußte nicht mehr, was sie denken sollte.

„Diese Photographie," fuhr King im gleichen ruhigen Tone fort, „hat eine junge amerikanische Dame, die im letzten Jahre in Nizza und in Genf in Pension war, nach Amerika gebracht. Die Dame heißt Annie Thompson, und Miß Kandelhart wird sich schon erinnern —"

„Ah!" machte Fräulein Kandelhart, und es ging ihr ein großes Licht auf. „Annie Thompson war freilich mit mir in Genf, und wir waren sehr gute Freundinnen. Sie hat mein Bild mit sich genommen, und bei ihr haben Sie es also gesehen?"

„Yes," erwiderte King.

„Und nun hat Annie Ihnen, bevor Sie abreisten, an mich Grüße aufgetragen und Ihnen meine Adresse gegeben — nicht wahr?"

„Genau so, meine schöne Lady. Mit Miß Thompson bin ich sehr gut bekannt, müssen Sie wissen. Und sie hat mir gesagt, daß ihre Freundin eine sehr interessante Dame ist, und daß ich auf jeden Fall nicht versäumen darf, zu ihr zu gehen und sie kennen zu lernen."

„Nun sind wir orientiert," sagte Bankdirektor Kandelhart vergnügt.

„Oh, Sie müssen mir von meiner Freundin erzählen, Herr King, wie sie dort drüben lebt, und was sie tut!"

„Sehr gern. Und wenn ich heimkomme, werde ich dort erzählen, was ich hier gesehen und erfahren habe. Ich bin sehr froh, daß ich eine so angenehme Aufnahme in diesem Hause gefunden habe."

„Sie sind uns stets willkommen, Mr. King. Ich

denke, wir werden auch das Vergnügen haben, Sie nächstens einen Abend bei uns zu sehen."

King verneigte sich. „Das Vergnügen ist auf meiner Seite, Mr. Kandelhart. Aber ich würde eine ebenso große Freude haben, wenn ich die jungen Damen einladen dürfte, mit mir die Oper zu besuchen oder das Schauspiel. Ich habe eine Loge —"

Man war ein wenig verwundert über die Schnelligkeit, mit der Mr. Reginald King die eben erst angeknüpfte Bekanntschaft in Schwung brachte, aber man sagte zu. Mr. King machte ja seine Einladung in gar zu netter und harmloser Weise.

„Also," sagte King und stand auf. „Ich hole die Damen mit dem Auto ab."

„Wird Herr v. Halling auch dabei sein?"

Kings Lippen verzogen sich zu einem seltsamen Lächeln. „Herrn v. Halling werden Sie in den nächsten acht Tagen wohl kaum sehen — das heißt, es ist möglich, daß er doch früher wieder zum Vorschein kommt."

„Ist Herr v. Halling verreist?" erkundigte sich Hildburg.

„Verreist nun eigentlich nicht, nur ein bißchen verschwunden. Wir haben nämlich eine Wette gemacht —"

„Eine Wette?"

„Wir haben gewettet um tausend Pfund, daß Mr. Halling nicht von seiner Hände Arbeit sich acht Tage ernähren kann. Mr. Halling behauptet das aber, und da ist er hingegangen und hat sich einen schlechten Rock angezogen und —"

„Um acht Tage lang den Arbeiter zu spielen?" rief der Bankdirektor erstaunt aus. „Welche Idee!"

Hildburg runzelte die Stirn. „Ich finde das sehr abgeschmackt und eines Kavaliers unwürdig," sagte sie. „Denk dir doch, Susanne, um einer dummen

Wette willen mischt er sich unter das gemeine Volk — pfui!"

„Es ist eine ernste Wette!" betonte King.

„Einerlei — ich finde es gemein!"

„Laß ihn doch, Hilde!" Der Bankdirektor legte beschwichtigend seiner Tochter die Hand auf den Arm.

King empfahl sich. Mit einer gewissen umständlichen Grandezza bestieg er sein Gefährt, das auf ihn gewartet hatte, und rollte davon.

Nach seinem Weggange saßen die drei noch lange im lebhaften Geplauder beieinander. Hilde Kandelhart konnte sich über den Einfall Hallings, zum arbeitenden Volk herabzusteigen, gar nicht beruhigen.

„Er soll lange um gut Wetter bitten. Ich werde ihn gehörig zappeln lassen."

„Hilde — ich dächte, ihr zwei machtet jetzt einmal Ernst!" sagte der Vater.

Sie schnippte mit den Fingern.

„Es ist eine Not mit dem Mädel! Sie verscherzt sich die besten Partien, schließlich verdirbt sie es mit allen. Halling ist ein äußerst gut gestellter junger Mann von den angenehmsten Manieren und ansprechendstem Äußeren — was willst du mehr?"

„Ich hab' noch Zeit," beharrte sie eigensinnig.

Dann kam die Rede wieder auf King, und schon beim Aussprechen des Namens schmunzelten sie alle. Unwillkürlich trat ihnen die lange, knochige Gestalt mit dem trockenen Geschäftsgesicht vor die Seele, und sie glaubten noch sein schleppendes Deutsch zu hören, obwohl es ziemlich korrekt war.

„Ein zu drolliger Mensch!"

„Aber eine ehrliche Haut. Wie alt mag er sein?"

Man berechnete sein Alter auf fünfundvierzig bis fünfzig.

„Er hat sich sicherlich in dein Bild verguckt, Hilde!" neckte Susanne, die jetzt ruhiger geworden war.

Hildburg errötete. „Was du da redest! Er denkt nicht an das, woran du natürlich sofort denkst! Er hat seinen Gruß bestellt und damit fertig. Nur seine unbeholfene Ausdrucksweise verleitet euch zu dem Irrtum, als ob er —"

„Na, na," machte der Bankdirektor. „Wenn er wirklich mit ernsten Absichten herausrückt, besinnst du dich wohl dreimal, Hilde. So gar alt ist er nicht, und manche glückliche Ehe ist mit einem solchen Unterschied in den Jahren geschlossen worden. Vier bis fünf Millionen hat er — nicht Mark, sondern Dollar — Dollar!"

„Er starrte dich an, als ob du die Madonna wärest in der Dresdener Galerie oder die Mona Lisa im Louvre! ‚Mein schönes Fräulein — meine schöne Lady, ich bin sehr entzückt, daß ich Sie kennen lerne! Sie sind ja noch tausendmal schöner als auf der Photographie!' Wenn das keine Liebeserklärung ist, Hilde!"

Hildburg hielt der Spötterin den Mund zu.

Die unverblümten Huldigungen hatten offenbar doch einigen Eindruck auf das eitle Mädchen gemacht. Allerdings blieb den anderen verborgen, was für Gedanken hinter der weißen Stirn, über die die eigensinnigen goldfarbenen Löckchen so entzückend kokett niederfielen, sich bewegten.

Sie dachte an Norbert. Der war hübscher, flotter und vornehmer. Vielleicht nahm sie den doch, wenn er eines Tages sie vor die entscheidende Frage stellen sollte. Freilich — der Amerikaner hatte dafür die Schätze Golkondas in der Tasche.

Wenn der nun mit seinen Schätzen kam, um sie ihr in den Schoß zu legen — was dann? An seiner Häßlich-

keit stieß sie sich nicht, auch nicht an seinem vorgerückten Alter. Eigentlich war er gar nicht einmal so häßlich. Wer ihn länger ansah, mußte zugeben, daß diese Züge etwas Bedeutendes, Energisches hatten, gepaart mit einer starken Gutmütigkeit und Biederkeit. Wer von ihm geliebt wurde, konnte ihn gewiß um den kleinen Finger wickeln. Mit ihrem scharfen Verstande sezierte sie seine Eigenheit, körperlich und geistig.

Es ward ihr siedend heiß. Kam nun schon bald die Stunde, die für ihr Leben entscheiden sollte?

„Adieu, Hilde!" rief Susanne Fredebaum vom Fenster her.

„Verzeih!" Sie gab ihr einen herzlichen Kuß.

„Wer so viel zu denken hat wie du, Hilde!"

„Nun bist du doch wieder vergnügt, Susanne! Bravo! Wer wird sich denn unterkriegen lassen!"

Sofort nahmen die lieblichen Züge des Mädchens wieder den schwermütigen Ausdruck an. Sie lächelte der Freundin schmerzlich zu und ging.

Der Bankdirektor trat auf seine Tochter zu. „Es ist leider wahr, Kind, was die Leute über Konsul Fredebaum reden. Ich habe mich erkundigt."

Hildburg fuhr zusammen. „Steht es schlimm?"

„Sehr schlimm. Ich wollte das Thema nicht berühren, solange Susanne im Zimmer war. Ich fürchte —"

„Doch nicht Konkurs?"

Der Bankdirektor nickte schwer. „Vielleicht — man kann ja nicht wissen —"

„Die arme Susanne! Natürlich müssen wir da helfen, Papa."

„Gewiß. Aber du begreifst, die gesellschaftliche Stellung der Familie —"

„Schrecklich!"

„Soviel ich weiß, hat die Frau Konsul eigenes Vermögen, das sichergestellt ist. Die Gläubiger können da nicht heran —“

„Siehst du wohl, Papa — es ist alles im Leben doch nur halb so schlimm. Susanne braucht sich also gar nicht so übermäßig zu ängstigen, und ich werde ihr das sagen. Wenn sie nur vorher —“

„Was?“

„Da ist doch der kleine Ruyter, der es auf sie abgesehen hat. Den muß sie sich vorher sichern. Aber sie ist so ungewandt, so —“

„Ohne daß er eine Ahnung hat von dem, was bevorsteht? Kann man mit solch einem Versteckspiel sein Glück finden?“

„Wie du das auslegst, Papa! Sie befindet sich doch in einer Lage — ich nenne das Notwehr. Soll sie denn ruhig zusehen, wie ihr der Freier entwischt?“

„Hilde — du bist ein kluges Mädchen, aber es fehlt dir dafür anderes. Dir fehlt der feine Herzenstakt, das Gefühl für Verantwortlichkeit und makellose Ehrenhaftigkeit. Du siehst nur praktische Ziele und bist skrupellos in der Wahl der Mittel, sie zu erreichen!“

„Ach, Papa — wie oft hast du mir schon so eine Rede gehalten! Ich bin so, wie ich bin, und in den idealen Welten, in denen man rechts und links auf Hindernisse stößt, die doch meistens nur die Einbildung aufgebaut hat, finde ich mich nicht zurecht. Sag doch selbst, was dabei herauskommt, wenn man immer verzichtet, immer großmütig und bedenklich ist? Man ist nur der Dumme!“

Kandelhart schüttelte den Kopf. „Herz und Gewissen sind gewichtige Faktoren —“

„Was wird denn groß danach kommen, wenn Susanne sich den jungen Ruyter rechtzeitig eingefangen hat? Sie sei schlau genug gewesen, sich herauszuziehen,

wird es höchstens heißen. Und sie behält doch auch etwas, sie ist doch nicht ganz ohne Mitgift. Wenn sie ihm auch nicht so viel mitbringt, wie er gehofft hat, na — er hat doch selber genug, und dazu bekommt er ihre ganze kleine süße Person!"

Der Bankdirektor gab es auf, seine Tochter zu belehren. Er wußte aus Erfahrung, daß der Schluß der Unterredung genau wieder in den Anfang einmündete. Er ließ sie allein und ging in sein Zimmer zurück.

Hildburg aber stellte sich vor den Spiegel und ordnete ihr Haar. Mit dem Bilde, das der Spiegel ihr zurückgab, durfte sie wahrlich zufrieden sein. Sie lächelte, und wiegte sich in den Hüften.

Schönheit und Geld! Hatte sie nicht alles, was das Leben reich und wert macht? Waren das nicht die sichersten Bürgschaften für das Glück? Konnte man damit nicht alles haben?

Geschmückt wie eine Fee erwartete sie am Abend das Auto, in dem der amerikanische Krösus sie zum Theater führen wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit einem ganz eigentümlichen Gefühl hatte Norbert v. Halling am frühen Morgen die Straße betreten. Die Größe und Schwierigkeit dessen, was er sich zu unternehmen unterfing, kam ihm noch nicht recht klar zum Bewußtsein, denn zu ruhiger Überlegung war noch keine Zeit gewesen. Vom Ehrgeiz angestachelt, sich als ganzen Mann gegenüber der amerikanischen Arbeitsmaschine, dem dickköpfigen Dollarmann, zu erweisen, hatte er sich in ein Abenteuer hineingestürzt, dessen Folgen in den kurzen Minuten des Entschlusses nicht zu übersehen gewesen waren.

Er schlenderte nachdenklich über die breiten Straßen und Plätze, die noch wenig von Menschen belebt waren,

und kam so allmählich immer mehr aus den eleganten Stadtteilen heraus, in denen er zu leben gewohnt war. Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß er als ein Arbeitsuchender dorthin gehöre, wo die Straßen enger und finsterer wurden, wo hinter langen, öden Mauern die Hämmer klopften und die Dampfpfeifen schrillten, wo die Kohlenberge sich häuften, und wo eine Menschheit hauste, die im Schweiße des Angesichts ihr Brot aß.

Norbert setzte sich, die Hände in den Taschen, auf eine Bank, die in einer dürftigen Anlage unter einem kümmerlichen Baum stand, und dachte nach. „Daß ich arbeiten kann, ist keine Frage," sagte er zu sich selbst; „meine physischen Kräfte hat der Amerikaner auch wohl gar nicht angezweifelt. Schwieriger aber ist es, Arbeit auch zu finden."

Ihm dämmerte die Ahnung, daß es soziale Probleme gab, die für die arbeitenden Schichten des Volkes von einschneidendster Bedeutung waren, und mit denen er sich bisher so gut wie gar nicht beschäftigt hatte. Er hatte wohl hie und da einen Artikel gelesen über Angebot und Nachfrage, über Lohnverhältnisse, über Arbeitgeber und Arbeitnehmer, aber was er las, hatte ihn nicht sonderlich interessiert und ihn weiter nicht aufgeregt. Jetzt traten diese volkswirtschaftlichen Fragen an ihn heran als Leib- und Magenfragen, und er erkannte die Unerbittlichkeit des untersten Kardinalsatzes aller ökonomischen Verhältnisse: wenn du nicht arbeitest, wirst du nichts zu essen haben, und wenn du nicht essen kannst, mußt du verhungern.

Vorerst machte ihn das aber nicht bange. Mit Humor sich in die ungewohnte Rolle hineinfindend, die er nun acht Tage — acht lange Tage! — spielen sollte, kehrte er vergnügt seine Taschen um, um festzustellen, daß wirklich kein Pfennig darin war. Nicht ein einziger

elender Pfennig! Die mit Banknoten vollgestopfte Brieftasche, das mit Geld gefüllte Portemonnaie hatte der Klubkellner in Obhut. Er mußte also Geld verdienen.

Wie macht man das?

Nun, man bot seine Arbeitskraft an, plagte sich redlich ein paar Stunden für andere Leute und empfing dafür klingendes Entgelt — eine Mark oder zwei, wahrscheinlich eine Bagatelle, eine Lächerlichkeit. Dafür aß man sich in irgend einem Restaurant nach Möglichkeit satt und schlief irgendwo in einem mehr oder minder harten Bett. Am nächsten Morgen begann der Kreislauf dieses eigentümlichen Lebens, das nur darauf zugeschnitten war, den knurrenden Magen zu befriedigen und in der Nacht ein Plätzchen zu haben, wohin man das müde Haupt legen konnte, von neuem.

Warum sollte er das nicht fertig bekommen — nur acht Tage lang?

Es schüttelte ihn, wenn er daran dachte, daß Millionen jahraus, jahrein so leben mußten in der Tretmühle des täglichen Erwerbs. Nein, da war es doch ein köstlicher Trost, daß er nach überstandener saurer Zeit wieder in sein glänzendes Leben zurückkehren durfte. Er spielte ja nur Komödie — Gott sei Dank!

Vorläufig war er satt. Sein Magen richtete noch keine direkte kategorische Aufforderung an ihn, für weitere Zufuhr zu sorgen. Aber das würde nicht lange dauern. Darum mußte er schon jetzt Arbeit suchen.

„Ich werde schon finden, was ich brauche,“ dachte er zuversichtlich.

Auf den Straßen war es lebendig geworden. Arbeiter und Arbeiterinnen, Kontoristen und Ladenfräulein, Beamte und Angestellte aller Art eilten auf ihre Posten.

„Alle diese Menschen," fuhr er in seinen Betrachtungen fort, „haben Arbeit und Verdienst. Für mich wird schon auch irgendwo ein Plätzchen sein."

Da stand ein Schutzmann, und Norbert wendete sich höflich an ihn mit der Frage, wo Arbeitslose Arbeit bekommen könnten. Der Schutzmann maß ihn von Kopf bis zu Fuß und beschrieb ihm ausführlich Straße und Weg.

Norbert kam in einen Stadtteil, den er noch nie betreten hatte. Als er vor dem bezeichneten Hause anlangte, stand da ein Haufen von Menschen, zu einem Knäuel geballt, und die vordersten und ersten, die so glücklich gewesen waren, einen bevorzugten Platz zu erhaschen, preßten sich in einen schmalen Gang, dessen Ende auf eine verschlossene Tür zuführte. Sie warteten geduldig, bis sich diese Tür öffnen würde.

„Das ist geradeso wie beim Theater," dachte Halling, „wenn Caruso singt oder irgend eine andere Größe!"

Sollte er sich anfügen an diesen Haufen?

Beim Nähertreten stiegen derartig beleidigende Gerüche in seine verwöhnte Nase, daß er schaudernd abseits trat.

„Wann werden die letzten darankommen?" erkundigte er sich bei seinem Nachbarn, dessen Rock am Ärmel zerrissen war, und dessen Schuhwerk sich in einem höchst fragwürdigen Zustande befand.

„Um zwölf oder eins," war die Antwort.

Da wendete Norbert sich ab und ging weiter. Das hielt er einfach nicht aus, zwischen dieser Menge eingekeilt bis zur Mittagszeit zu stehen. Er mußte es auf andere Weise versuchen.

Diese alle, die sich da drängten wie eine Lämmerherde, hatten ja nichts zu bieten als die rohe Kraft ihrer Fäuste — es waren wohl die Elendesten und Ärmsten

unter den Stellenlosen. Norbert v. Halling hatte mehr zu bieten. Er beherrschte die französische Sprache und war ein durch Lektüre schöngeistiger und wissenschaftlicher Werke durch und durch gebildeter Mann. Jeder Arbeitgeber mußte sich glücklich schätzen, eine solche Kraft bei sich einzustellen, und würde nach Ablauf der acht Tage nur mit höchstem Bedauern ihn wieder ziehen lassen.

Geistige, seinen Fähigkeiten angepaßte Arbeit mußte er suchen.

Es war acht Uhr morgens, als er ein vornehmes Geschäft betrat.

„Ich wünsche den Herrn Chef zu sprechen."

„Der Chef ist noch nicht da. Was wünschen Sie?"

„Ich — ich suche Arbeit. Ich verstehe —"

„Bedaure sehr. Bei uns ist jeder Platz besetzt."

Er wurde sofort wieder hinauskomplimentiert.

Er versuchte sein Heil bei einem zweiten, dritten, vierten Geschäft, er war in Kontoren und Amtsstuben, in Buchläden, Konfektionsgeschäften, Banken, Materialienhandlungen und allen möglichen anderen Betrieben — überall die gleiche Antwort, bald höflich, bald grob.

„Haben Sie Zeugnisse?" fragte man ihn auch einmal.

Norbert mußte verneinen. Er hatte nichts als den redlichen Willen, sich acht Tage lang durch gewissenhafte Arbeit und Pflichterfüllung selbst zu erhalten.

Man zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf.

Es war Mittag. Alle Gänge waren vergeblich gewesen. Auch nicht einen Schimmer von Hoffnung hatte man ihm gelassen, daß er irgendwo brauchbar und willkommen war.

Sein Magen knurrte. Nie in seinem Leben hatte

er ein solches Gefühl gehabt. Er wußte nur, wie es tut, wenn man allzu ausgiebig satt ist und des Guten reichlich viel getan hat, aber nicht, wie der Mensch sich fühlt bei leerem Magen.

Er biß die Zähne zusammen und schnallte den Gurt fester. So leicht verhungerte man ja noch nicht.

Der Zufall führte ihn wieder nach der Bank, auf der er am frühen Morgen gesessen hatte. Die Menge flutete an ihm vorüber, schwatzend und lachend, abgehärmt und verbissen, unter Lasten keuchend, von Anstrengung ermattet. Andere wieder sorglos und tänzelnd, mit zufriedenen Blicken. Kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Da wurde ihm eines gewiß: er hatte heute das Leben kennen gelernt, wie es in Wahrheit ist — hart, erbarmungslos. Ja, wenn man Geld hat, wenn man gewohnheitsmäßig die Nickel- und Silberstücke als Trinkgelder um sich herstreuen kann in die ausgestreckten Hände — da beugen sich alle Rücken, da lächeln alle Mienen, da ist alles glatt und eben und schön! Aber wer keines hat, der wird gestoßen und getreten, muß sich demütigen und darf doch nicht mucksen! Was hatte er heute morgen schon ertragen an schroffer Behandlung und unfreundlichen Worten! Er hatte es auf sich genommen um der Wette willen, die er gewinnen wollte, und er war entschlossen, den Kelch noch weiter zu leeren. Er war ja nicht in Wirklichkeit so ein armer stellenloser Teufel, der von Haus zu Haus lief, um Arbeit zu erbetteln, sondern blieb der reiche Norbert Halling, der, wenn er wollte, hingehen durfte in das palaisartige Klubhaus, wo jetzt die anderen Gourmets saßen und sich gütlich taten.

Wie furchtbar war doch das Gespenst der Arbeitslosigkeit, wie schrecklich das Schicksal aller derer, die

gern ihre Kräfte einsetzen wollten um einen Hungerlohn, und die doch nichts fanden und mit gesenkten Häuptern vorüberschlichen an den Glücklicheren, die sich sättigen durften.

Er bezwang seinen Hunger. Sich aufraffend eilte er nach dem Hafen, wo man so viele Hände brauchte.

Da lag ein Schiff, das Kohlen einnahm. Über eine schmale Planke, einen schwanken Steg, der das Schiff mit dem Ufer verband, schritt gebückt die Schar der Kohlenschlepper mit den schmutzigen Säcken auf der Schulter.

Er trat an einen der Aufseher heran und bat, man möge ihn einstellen.

Der Mann sah den Ankömmling an und schüttelte den Kopf. „Sie sind nicht kräftig genug. Leute wie Sie können wir nicht gebrauchen.“

„Versuchen Sie's. Ich bin kräftiger als Sie glauben.“

Norbert hatte wirklich einen gut trainierten, durch planmäßige Sportübungen gestählten Körper. Er getraute sich's schon, so einen Sack bis zum Schiff zu tragen.

Nach drei Minuten war Norbert eingereiht. Hier schien es wirklich an Arbeitskräften zu fehlen. Er schaufelte sich seinen Sack voll und nahm ihn wie die anderen mit einem Ruck auf die Schultern, nachdem er sich vorher seines Rockes entledigt hatte. Seine feine weiße Wäsche kam zum Vorschein.

„Donnerwetter!“ sagte sein Hintermann. „Was der Kerl für 'n Hemd auf dem Leibe hat! — Du, du bist wohl 'n verarmter Kavalier!“

Norbert schleppte im Schweiß seines Angesichts. Die schwere Last zog ihn fast nieder, und nur mit gewaltsamster Anstrengung hielt er sich aufrecht. Von der

Stirn troffen ihm die dicken Tropfen, und sein Körper glühte wie im Heißluftbade.

Nach einer Viertelstunde war er so schwarz wie die anderen. Doch freute er sich, daß es ging.

Ja, es ging wirklich. Freilich, er mußte sich oftmals verschnaufen, öfter als die anderen. Der gutmütige Wächter, der ihn wohl beobachtet hatte, drückte ein Auge zu.

Als es Feierabend war, hatte Norbert eine Mark und fünfzig Pfennig verdient. Das schmutzige Geld wurde ihm von schmutzigen Fingern in seine noch schmutzigeren Hände gezählt. Ein Gefühl merkwürdiger Befriedigung durchzuckte ihn. Er wusch sich gründlicher als die anderen, bei denen die schwarze Farbe unaustilglich zu haften schien, zog seinen Rock wieder an und ging.

Er hatte Geld. Er konnte essen gehen.

Niemals hätte Norbert gedacht, daß sein Fuß ein so elendes Wirtshaus betreten würde. Aber er nahm das erste, das er antraf, eine Schifferkneipe, wo er zwischen allerlei Volk, dessen lautes, rohes Betragen ihm auf die Nerven ging, sein Mahl verzehrte. Er hatte auch nicht für möglich gehalten, daß man so spottwohlfeil essen könnte. Speisen, die er sonst nicht angerührt hätte, schlang er mit Gier hinunter, und es schmeckte ihm besser als Austern und Trüffelpastete. Seine Kinnbacken kauten, bis kein Krümelchen mehr auf dem Teller war, und ein halbes Brot, das man daneben gelegt hatte, verschwand ebenfalls.

Für das Nachtquartier blieb eine bedenklich kleine Summe. Gern hätte er das Geld auch noch in Speise umgesetzt, aber er war vorsichtig geworden. Vielleicht glückte es ihm, am Abend noch eine Kleinigkeit dazu zu erwerben, wahrscheinlich aber nicht.

Er trieb sich auf den Straßen umher und überlegte, wo er nächtigen sollte.

Es wurde Nacht, und die Beleuchtung flammte auf. Wenn der Arbeiter mit seinem Tagewerk fertig ist, beginnt das Leben der vornehmen Welt.

Am Opernhaus fuhr Auto um Auto, Equipage um Equipage am Portal vor. Den Hut in die Stirn gedrückt, stand Norbert zur Seite und blickte auf das ihm so wohlbekannte Treiben, von dem er ausgeschlossen war.

Erfinderische Armut drängte sich an die Wagen heran, um durch kleine Dienste und Gefälligkeiten ein paar Groschen zu erhaschen.

Nein — so weit konnte sich Norbert nicht erniedrigen, einen Wagenschlag aufzureißen, Schirme und Tücher in Empfang zu nehmen und mit demütiger Gebärde ein Nickelstück einzustecken, das der elegante Herr aus der Tasche zog.

„Ah!" entfuhr es ihm plötzlich.

Aus einem der Auto, die heranrollten, stieg in ganzer imponierender Länge Mr. King. Er reichte galant einer Dame die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

Diese Dame war Hilde Randelhart. In ihrem modefarbenen Mantel, dem prächtigen Spitzenschal und den glitzernden Juwelen, die sie zur Schau trug, sah die junge Schönheit so reizend aus, daß die Augen der Umstehenden wie gebannt auf ihrer Erscheinung hafteten.

King ging, sorgsam um sie bemüht, an ihrer Seite, und sie lächelte ihm holdselig zu. Beide verschwanden in dem weiten Eingang, und ihr Auge streifte gleichmütig über die Menge hin, die gaffend dastand.

Halling fühlte sich von einer Eifersucht gepackt, und ein Gedanke blitzte in ihm auf, der der ganzen Situation, in der er sich befand, ein anderes Licht gab.

Darum also!

Dieser gerissene Amerikaner hatte ihn auf eine sehr einfache Weise kalt gestellt! Ah, wie hatte er sich übertölpeln lassen!

Hatte nicht Ruyter in sehr deutlicher Weise auf die Gefahr hingewiesen, die ihm in seinen Bewerbungen um Hildes Gunst von seiten des Amerikaners erwachsen könne? Und er — hatte er nicht lachend jede Möglichkeit weit von sich gewiesen? Hatte er jenen nicht sogar ausdrücklich ermuntert?

Niederträchtig! Gefangen in der eigenen Schlinge! Was lag jenem King an dem Verluste von tausend Pfund? „Halt — so weit sind wir doch noch nicht!" sagte Halling plötzlich laut vor sich hin. „Warten Sie, verehrter Mister. Sie sollen sich noch wundern!"

Er ging ins Arbeiterviertel zurück, und auf dem Wege beruhigte er sich mehr und mehr. Er schlief in der Nacht so fest und traumlos, wie er lange nicht geschlafen hatte. Die Müdigkeit harter Tagesarbeit saß ihm in den Knochen.

Wo er nächtigte und wie sein Kämmerlein und sein Lager beschaffen war, darüber hat er niemals etwas verlauten lassen. —

Der zweite Tag brachte neue Suche nach Arbeit und neue Enttäuschung. Am Mittag plagte ihn der Hunger noch grimmiger wie gestern, so grimmig, daß ihm das Verständnis dafür aufging, wie jemand, vom nagenden Hunger gepeinigt, zum Dieb, ja zu einem noch schwereren Verbrecher werden konnte. An den Restaurationen, an den Brot-, Fleisch- und Delikateßläden schlich er vorbei mit lechzender Zunge.

„Ich mache doch lieber ein Ende!" brummte er mißmutig, als er wieder einmal mit einem „bedaure sehr" abgewiesen worden war. Er hatte Steine schleppen

wollen bei einem Neubau, hatte sich aber so ungeschickt dabei angestellt und so viel Unheil angerichtet, daß man ihn mit einem Schimpfwort davonjagte.

Beim Kohlenschleppen stellte man ihn ebenfalls nicht wieder ein. Auch da war er nur eine halbe Arbeitskraft.

„Ich mache ein Ende!“ wiederholte er. In einer halben Stunde konnte er bei King sein und das Aufgeben der Wette melden.

Aber auf dem Wege dahin, den er schon betreten hatte, wendete er sich doch wieder um, mit grimmigem Trotz vor sich hinflüsternd: „Nein, ich will's zwingen! Er soll nicht triumphieren!“

Das Suchen begann von neuem.

Er war in eine Vorstadt hineingeraten, wo Mietskaserne an Mietskaserne stand. Die Bilder der Armut entrollten sich in abschreckendster Form vor seinen Augen, verwahrloste Kinder und verkommenes Gesindel hockte in den Straßen und Höfen. Keifende und zankende Stimmen tönten aus den Fenstern, struppige Hunde balgten sich um Knochenüberreste.

Hier gab's kein Arbeitsangebot. Die hier hausten, freuten sich alle, wenn sie selber Arbeit hatten.

Norbert machte da an sich selbst eine merkwürdige Entdeckung. Die Berührung mit der schmutzigen Armut löste in ihm nicht mehr das Gefühl des Ekels aus, sondern das des unendlichen Mitleids.

Zwei Tage nur war er jetzt ein Unglücklicher unter den Unglücklichen; diese zwei Tage hatten sein Urteil von Grund aus geändert. Er hatte einen Lehrkursus durchgemacht, in dem er mehr lernte als bei der Vorlesung des gelehrtesten Professors der Nationalökonomie.

Die Welt erschien ihm wie eine Hölle!

Hunderttausende litten und kämpften und rangen darin um einen Schein von Glück, um ein Phantom von Daseinsfreude. Und die Besitzenden kümmerten sich nicht um die elende Masse, schlemmten an reichen Tischen im Überfluß, sahen ruhig zu, wie die anderen darbten und stöhnten. Sie selbst waren ja satt, was gingen sie die anderen an! Und er selber, Norbert v. Halling, hatte zu denen gehört, die von Genuß zu Genuß taumelten, jede Begierde befriedigten und doch oft in Verlegenheit waren, auf welche Weise sie ihren Überfluß verwenden sollten.

Ein armes Weib rannte an ihm vorüber mit einem Säugling auf dem Arm, der in Lumpen gewickelt war. Der hoffnungslose Ausdruck ihres Gesichts schnitt ihm so ins Herz, daß er sofort seine Börse in ihre Hände geleert haben würde, hätte er eine gehabt!

Der Menschheit Jammer packte ihn und kehrte seine Seele um und um.

Da mochte auch viel Schuld sein, viel selbstgeschaffenes Elend, Abgründe von Schlechtigkeit und Verworfenheit. Aber dennoch: war diese geplagte Menschheit das Ergebnis der hochgepriesenen Kultur, der mit Siebenmeilenstiefeln fortschreitenden Erkenntnis auf allen Gebieten?

In diesen Augenblicken starb der Genußmensch in ihm, der tatenlose und gedankenlose Träumer, und etwas Neues wuchs auf, noch in unklaren Umrissen, noch unfertig und schattenhaft, aber nie wieder ganz zu tilgen, der Keim und der Ansatz zu einer anderen Lebensauffassung.

Er ging mechanisch weiter, wohin, das wußte er nicht. Zuweilen taumelte er, mußte innehalten, um Kräfte zu schöpfen. Er empfand ein allgemeines Gefühl der Schwäche, eine grenzenlose Mattigkeit und

Abspannung. Es war ihm, als müsse er hinsinken und schlafen.

Plötzlich riß er die Augen auf.

Er erblickte ein einfaches Landhaus, mit einem Garten umgeben, in dem schattenspendende Bäume standen und Blumen. Das Ganze war von einem hohen, eisernen Gitter umfriedigt, und hinter dem Gitter stand eine wunderliebliche Erscheinung im weißen Kleide, zwei große, blaue Augen schauten ihn mitleidig und teilnahmvoll an.

„Sind Sie krank?“ tönte eine weiche, melodische Stimme.

Norbert raffte den letzten Rest seiner Kraft zusammen. „Ich habe Arbeit gesucht und keine gefunden,“ sagte er schlicht.

Die Gittertür öffnete sich ihm; das schöne Mädchen ließ ihn eintreten.

„Wir könnten Ihnen wohl Arbeit geben, denn unser Gärtner hat uns im Stich gelassen. Wenn Sie also ehrlich und ordentlich sind —“

Norbert fühlte, wie seine Kräfte dahinschwanden. Er setzte sich aufstöhnend auf die Eingangstreppe.

„Vater!“ hörte er das Mädchen rufen und sah, wie ein Herr mit einem langen weißen Bart auf ihn zutrat.

Er fühlte sich an der Schulter gefaßt. „Haben Sie Hunger?“

Norbert nickte. Kein Wort kam mehr über seine Lippen.

„Käthe, lauf und bring herbei, was du gerade findest. Wir müssen den armen Menschen erst wieder auf die Beine bringen.“

Schon die Aussicht auf ein Essen belebte Norbert. Er sah, wie das Mädchen davoneilte und gleich darauf wiederkam. Eine dampfende Suppe wurde ihm ge-

reicht, und er löffelte sie gierig aus. Er aß noch einen zweiten und dritten Teller.

Das war Barmherzigkeit und Hilfe zur rechten Zeit!

Es war ihm, als höre er in diesem Augenblick Rings Stimme reden: „Am dritten Tage werden Sie verhungert sein."

Seine Kräfte kehrten zurück. Das Mädchen stand in der Ferne und sah mit ihren blauen Augensternen zu ihm hin.

Seine Jugendkraft hatte den letzten Rest der Entkräftung überwunden.

Dann gab ihm der alte Herr einen Spaten in die Hand und zeigte ihm, wie er die Beete umgraben müsse. Er hatte nicht gefragt nach Papieren und Zeugnissen, vielleicht hatte er in Norberts Augen gelesen, daß er es hier mit einem Menschen von besonderer Art zu tun hatte.

Halling grub und pflanzte und begoß und band — und er hatte seine Freude daran. Verstohlen folgten seine Blicke der schlanken Gestalt der Tochter des Hauses, die einen Blumenstrauß wand und leise dazu ein Liedchen sang.

Ein Idyll — nach all dem Schrecklichen. Eine Wohligkeit kam über ihn, ein unnennbar glückliches Gefühl.

Viel zu früh ward seiner Tätigkeit Einhalt getan.

Der alte Herr, an dessen Arm sich die junge Tochter schmiegte, trat an ihn heran. „Sie haben wacker geschafft. Ich hätte Ihnen das kaum zugetraut. Wie heißen Sie?"

„Norbert."

„Hier haben Sie Ihren Lohn für heute. Gehen Sie in die Küche, wo Ihnen Essen gereicht werden soll.

Wenn Sie morgen wiederkommen wollen, soll es mir recht sein. Gute Arbeitskräfte sind selten."

Das war für Halling eine neue Weisheit. Er war auf der Jagd gewesen nach Arbeit wie ein Verrückter, und nun hieß es, daß gute Kräfte begehrt seien.

Aber er zerbrach sich nicht lange den Kopf. Die glückliche Stimmung, die in seinem Herzen Platz gegriffen hatte, ließ keinen Raum zu tiefsinniger Erörterung weiterer wirtschaftlicher Probleme.

Ging von den blauen Augen des jungen Mädchens ein stiller, sanfter Strom des Friedens aus? —

Am anderen Morgen stellte er sich pünktlich wieder ein. Der alte Herr mit dem guten Gesicht war wieder da, der Schatten der hohen Bäume umfing ihn, und es war ihm wie im Märchen. War er nicht der verwunschene Prinz, auf acht Tage zur Strafe in einen armen Gärtnerburschen verwandelt, und war die lichte Gestalt, die leichtfüßig durch Blumen und Büsche lief, nicht die junge Königstochter?

„Sie scheinen mir ein ordentlicher Mensch zu sein, Norbert."

Sein Brotherr stand neben ihm und sah ihn scharf an.

Halling gab ihm Antwort, soweit es angängig war, nur als er nach seiner früheren Beschäftigung und nach seinen Lebensschicksalen gefragt wurde, antwortete er ausweichend.

Natürlich hatte er bereits das Adreßbuch nachgesehen, um zu erfahren, wie sein Wohltäter heiße. Und das Orakel der Großstadt, das in die Paläste wie in die Dachkammern hineinleuchtet, hatte ihm enthüllt: Gartenstraße 6. v. Romberg, Oberst a. D.

„Käthe v. Romberg," sagte Halling sanft und wie streichelnd, so oft er an das Mädchen im weißen Kleide mit den blauen Augen dachte. Und er dachte oft an

sie, solange er im Rombergschen Garten Beschäftigung fand.

Er sah sie täglich mehrere Male, vormittags und nachmittags, ja zuweilen redete er sogar einige Worte mit ihr. Ganz unbedeutende Worte waren es, aber sie saßen fest in dem Herzen Norberts, als seien sie darin eingemauert für alle Ewigkeit.

Und Hilde Kandelhart?

O nein, deren Platz hatte die süße kleine Oberstentochter nicht eingenommen; sie hatte nicht eine ältere Nebenbuhlerin verdrängt. Halling erkannte mit großer Klarheit, daß jene niemals so recht darin gewohnt und Wurzel gefaßt hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Die acht Tage waren herum. Im Garten gab es auch nichts mehr zu tun.

Nun mußte Halling dem Obersten sagen, daß er zunächst nicht mehr kommen werde, aber er würde sich bald wiedersehen lassen — bald, sehr bald sogar!

Der Oberst kam ihm zuvor. „Junger Mann,“ sagte er am letzten Abend, „in der nächsten Zeit habe ich keine Arbeit mehr für Sie.“

Norbert machte eine zustimmende Verbeugung. Er vergaß, daß er ein einfacher Gärtnerbursche war und daß er sich nicht auf dem Parkett bewegte. Unter des Obersten durchdringendem Blick errötete er leicht.

„Sie haben sich,“ fuhr der Alte fort, „vortrefflich geführt, fleißig gearbeitet und einen guten Eindruck hinterlassen. Ich bin erbötig, Ihnen zu Ihrem Fortkommen behilflich zu sein, wenn Sie meiner bedürfen.“

„Herr Oberst sind zu gütig —“

„Vielleicht bedürfen Sie der Hilfe ganz besonders. — Mir können Sie sich ruhig anvertrauen!“

Wieder ein scharfer, durchdringender Blick des alten Militärs.

„Wie meinen Herr Oberst?“ fragte Halling.

„Ach was,“ fing der alte Herr an zu poltern, „mir machen Sie nichts vor. Sie sind weder ein Gärtner, noch ein gewöhnlicher Arbeiter. Ich habe Sie beobachtet. Sie hatten ja noch nicht einmal die elementarsten Handgriffe los. Sie stammen aus guter Familie, haben Kinderstube und geben sich zuweilen wie einer aus den besten Ständen. Dazu tragen Sie ein Schuhwerk, das aus den ersten Läden stammt, und Ihre Hände waren, als Sie kamen, so zart und gepflegt, als hätten Sie noch nie einen Spaten in der Hand gehabt.“

„Herr Oberst haben sehr richtig gesehen,“ sagte Norbert.

„Na also. Sie sind nicht, was Sie scheinen. Darum frage ich noch einmal, ob ich Ihnen helfen kann, daß Sie wieder in geordnete Verhältnisse kommen. Schütten Sie mir Ihr Herz aus.“

„Es mag Ihnen genügen, Herr v. Romberg, wenn ich Ihnen mitteile, daß ganz eigenartige Verhältnisse mich zu Ihrem Gärtnerburschen gemacht haben. Übrigens — wenn Sie so bald erkannten, daß ich eigentlich woandershin gehöre, so wundert es mich um so mehr, daß Sie mich behielten. Ich konnte ja auch ein ganz gefährlicher Bursche sein.“

„Junger Mann,“ antwortete der Oberst, „ich will Ihnen gestehen, daß mir solche Gedanken gekommen sind. Man kann ja, Gott sei's geklagt, nicht vorsichtig genug sein. Meine Tochter hat aber für Sie ein gutes Wort eingelegt. Sie hat ein zu weiches Herz. Das Kind kann keine Fliege leiden sehen und tut mir des Guten fast ein wenig zu viel. Ja, der haben Sie's

eigentlich zu verdanken, daß ich Sie nicht strammer aufs Korn nahm. Und dann fand ich ja selbst bald heraus, daß Sie nichts Böses im Schilde führten. — Na, und nun frage ich zum letztenmal: kann ich für Sie etwas tun? Meine Käthe hat mir in den Ohren gelegen, ich solle Ihnen unter die Arme greifen. Verkrachte Existenz — was? Früher mal bessere Tage gesehen — am Ende gar studiert?"

„Ich erkenne Ihre Freundlichkeit in ihrer ganzen Größe an, Herr Oberst," antwortete er, „aber —"

„Wie Sie wollen."

Der Oberst ging brummend davon.

Seinem Märchenparadies einen Abschiedsgruß zuwinkend, schied Norbert mit dem Vorsatz, so bald als möglich in seiner wahren Gestalt wiederzukehren.

Ein Wagen rollte an ihm vorüber. Darin saß der Bankdirektor Randelhart und seine Tochter Hilde. An ihrer Seite thronte mit unbeweglichem Gesicht Mr. King.

Sie sahen ihn nicht — so ein gewöhnlicher Arbeiter in staubbedecktem Anzug existierte für sie nicht.

„Fünf Millionen Dollar!" dachte Norbert, indem er ihnen nachsah. „Die haben mir bei der schönen Hildburg den Hals gebrochen. Gewogen und zu leicht befunden! Nun, mich härmt's nicht. Aber die tausend Pfund soll mir der edle Mister als redlich verdientes Geld auf den Tisch legen, und ich weiß auch eine Verwendung dafür."

Er nahm daheim, von seinem Diener mit Staunen empfangen, ein Bad, zog sich gründlich um und vertraute die Verschönerung seines äußeren Menschen seinem kundigen Friseur an. Darauf ging er in den Klub.

— — — — — — — — — — — — — —

Mr. King verzehrte gerade ein delikates Hühnchen und trank eine Flasche Rheinwein dazu.

Als Norbert v. Halling eintrat, lächelte er, nahm seine Serviette ab und stand auf.

Beide schüttelten sich die Hände.

„Ich habe die Wette gewonnen," sagte Norbert.

„Well," antwortete der Amerikaner, zog seine Brieftasche und entnahm ihr die entsprechende Summe, die er dem jungen Manne einhändigte.

„Jean!" rief er sodann, „servieren Sie ein Diner von fünf Gängen. — Wie geht es Ihnen, Herr v. Halling? Gut bekommen?"

„Ich bin wohl und munter und sehr vergnügt, Mr. King. Es ist mir nicht so schlecht ergangen, wie Sie denken, aber ich habe sehr viel erlebt — außerordentlich viel, äußerlich und innerlich."

„Das müssen Sie erzählen," forderte King auf und setzte sich wieder.

In teils ernster, teils humoristischer Weise beschrieb Norbert seine Erlebnisse. Nur von den blauen Augen da draußen sagte er nichts.

King nickte. „Es ist richtig. Sie haben gewonnen."

„Und doch haben Sie mit Ihrer Behauptung recht behalten. Einem jungen Manne aus unseren Lebenskreisen dürfte es unmöglich sein, sich mittellos durchzuschlagen. Ich habe Glück gehabt. Ich habe barmherzige Leute gefunden, die mir meine unzulängliche Arbeit bezahlten und mich satt machten."

„Das freut mich, freut mich sehr. Es kann das vorkommen."

Halling hatte Platz genommen, und mit der Hand auf ein zufällig daliegendes Zeitungsblatt weisend, sagte er: „Sie würden mich verbinden, wenn Sie mich in aller Kürze darüber informieren würden, was in

meiner Abwesenheit geschehen ist. Ich habe acht Tage wie auf einer öden Insel gelebt."

„In Amerika —"

„O nein, Mr. King, weder Politik noch Kurse oder dergleichen. Was mir da fehlt, hole ich wohl selber nach. Ich meine wissenswerte Begebenheiten aus der Gesellschaft. Hat sich zum Beispiel jemand verlobt?"

„No," antwortete King. „Daß ich nicht wüßte."

„Es hat sich also gar nichts ereignet?"

„Der Konsul Fredebaum hat Konkurs angemeldet."

„Tut mir leid um Ruyters willen. Wie geht es bei Kandelharts?"

„Sehr gut. Es ist eine ausgezeichnete Familie. Aber Miß Kandelhart ist Ihnen böse, Herr v. Halling."

„Warum?"

„Sie wird es Ihnen schon sagen, wenn Sie hingehen, sie zu besuchen."

„Sie erwartet mich also?"

„Das weiß ich nicht. Aber es würde doch sehr merkwürdig sein, wenn Sie nicht hingingen. Sie wollen sie doch heiraten!"

„Heiraten — ich? Ich denke nicht daran."

„Nicht?"

„Wissen Sie, ich habe mir fest eingebildet, daß Sie selbst mit allen Segeln auf das Ziel losfahren, Hilde Kandelhart heimzuführen."

„Ich?" King machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Ja, Sie! Sie haben Autofahrten mit ihr gemacht, haben sie ins Theater geführt und sind fast täglich Gast im Hause. Ein solches Benehmen läßt doch nur eine derartige Deutung zu."

King lachte laut. Es war das erste Mal, daß Halling ihn in eine so kräftige Heiterkeit ausbrechen sah.

„Ich will Ihnen sagen, weshalb ich das Fräulein

nicht heiraten werde. Weil ich nämlich seit vierundzwanzig Jahren schon verheiratet bin und zwei Söhne und drei Töchter habe. Nach den amerikanischen Gesetzen ist es nicht erlaubt — und ich glaube, nach den deutschen auch nicht, daß man —"

„Dann sind Sie ja ein ganz gefährlicher Mensch!"

„Wieso?"

„Weil Sie das Faktum Ihrer Verheiratung verschwiegen haben."

„Es hat niemand danach gefragt, ob ich eine Frau habe oder nicht."

„Sie tragen keinen Ring —"

„Das ist bei uns nicht Sitte."

„Aber Sie haben bei der Familie Kandelhart den Anschein erweckt, daß Sie auf Brautschau sind. Sie müssen es sich gefallen lassen, daß man Sie für einen Heuchler, für einen groben Familientäuscher hält."

King legte mit großer Umständlichkeit Messer und Gabel zusammen. „So?" sagte er dann, „nun, da hat man sich eben selbst getäuscht und etwas Verkehrtes geglaubt."

„Ich verstehe Ihr Benehmen auch nicht."

„Ich werde es Ihnen auseinandersetzen. Ich war in der Tat auf Brautschau hier, aber nicht für mich, sondern für einen anderen, nämlich für Annie Thompsons Bruder, der in New York wohnt. Der hat das schöne Bild von Miß Kandelhart gesehen, das sie aus Deutschland mitgebracht hat, und hat sich bis über beide Ohren in das schöne Mädchen verliebt. So schrecklich unsinnig ist er geworden vor Liebe, daß im Geschäft nichts mehr mit ihm anzufangen war. Er hat selbst nach Deutschland gewollt, um Miß Kandelhart sein Herz zu Füßen zu legen und ihr seine Hand anzubieten. Da ist dann sein Vater zu mir gekommen und hat zu mir gesagt:

‚Mr. King, Sie fahren in der nächsten Zeit nach Deutschland. Sie werden mir den Gefallen tun und das Mädchen aufsuchen und es kennen lernen. Ist sie nicht nur schön, sondern auch gut und lieb und verständig, so soll mein Sohn seinen Willen haben und sie sich holen — wenn sie will'. Das hat er gesagt, und ich habe den Auftrag ausgeführt und bin hierher gekommen, um Miß Randelhart kennen zu lernen. Allright — was?"

Halling lachte.

„Darum bin ich mit ihr ins Theater und im Auto spazieren gefahren, um sie kennen zu lernen, ob sie paßt für Mr. Thompson."

„Und was ist Ihre Meinung?"

„No, sie paßt nicht. Sie ist ein sehr schönes Mädchen, aber sie hat kein Herz und kein Gemüt. Mr. Thompson würde mit ihr nicht glücklich werden."

„Arme Hilde!" sagte Halling bedauernd. „Sie hat natürlich gemeint, die persönlichen Huldigungen eines fünffachen Dollarmillionärs —"

„Der schon viele graue Haare hat und über fünfzig Jahre alt ist," fügte King hinzu. „Es ist nicht gut, allein nach dem Geld zu sehen, wenn man heiratet. Als ich meine Frau zum Altare führte, hatten wir beide zusammen ein Vermögen von kaum tausend Dollar."

Halling stand auf. „Bestellen Sie Ihre fünf Gänge nur wieder ab," sagte er mit einem Blick auf die kleine Uhr auf dem Kamin. „Ich habe einen wichtigen Gang vor."

„Well, Mr. Halling. Sie sehen so glücklich aus!"

Halling nickte ihm vergnügt zu und verschwand.

— — — — — — — — — — — — — —

In großer Besuchstoilette fuhr Halling vor dem Hause Gartenstraße 6 vor. Er stieg aus, schritt durch

den Garten und stand bald vor Oberst v. Romberg und seiner Tochter.

Die erkannten ihn erst, als er sich vorstellte, und über das Gesicht des jungen Mädchens flog ein glühendes Rot bei seinem Anblick.

„Herr Oberst,“ begann er, „hier sehen Sie mich in meiner wahren Gestalt — Gott sei Dank kein stellenloser Vagabund oder bettelnder Gärtnerbursch, auch kein verbummeltes Genie, sondern ein Mensch mit Stammbaum und fleckenlosem Ruf, bei der Polizei wie bei der Steuer gut angeschrieben. Ich danke Ihnen, daß Sie dem armen Teufel, meinem Ebenbilde und anderem Ich, freundlich und mitleidig Gastfreundschaft gewährten unter Ihren schattigen Bäumen, und bitte Sie, mir das Possenspiel, das ich Ihnen und Ihrem Fräulein Tochter vorgemacht habe, nicht verübeln zu wollen.“

Der alte Oberst war offenbar sehr erfreut, und die blauen Augen des jungen Mädchens lachten ihn lustig und ohne Befangenheit an. Sein freimütiger Ton hatte dem weiteren Gespräch die Bahn geebnet.

„Das müssen Sie uns ausführlich erzählen, wie Sie, verehrter Herr v. Halling, zu der Theaterposse gekommen sind,“ sagte Romberg.

In der weinumrankten Veranda der Villa saßen die drei Menschen, die auf so merkwürdige Weise miteinander bekannt geworden waren, und Norbert erzählte mit Laune und doch nicht ohne tiefernste Schlaglichter auf die Not und die Entbehrung zu werfen, die er gesehen und selber durchgemacht hatte, seine Wette und ihre Folgen. Er richtete seine Rede nicht weniger an die vollerblühte Rose im weißen Kleide als an den alten verwitterten Stamm, und mehr als einmal tauchten die braunen und die blauen Augen aus ge-

fährlicher Nähe ineinander. Ein Weinchen aus tiefstem Keller feuchtete die Lippen, und wenn der Gast zu trinken vergaß, mahnte ihn der Oberst dazu.

Und Norbert sah draußen die Stätte, die er mit Hacke und Spaten bearbeitet hatte wie ein Taglöhner.

„Ich bin bisher ein unnützer Tagedieb gewesen," sagte er zu seiner schönen Nachbarin, „der nichts anderes konnte als seine Zinsen verzehren — von nun ab wird mein Leben dem Schaffen gewidmet sein."

Als er fortging, mußte er das Versprechen geben, bald wiederzukommen, denn dem alten Herrn hatte die frische und natürliche Art des jungen Mannes ausnehmend gefallen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Bei Kandelharts war Abendgesellschaft. Die prächtigen Räume im Erdgeschoß strahlten im Licht, und der Tisch war von der Hand Hildburgs sinnig mit Blumen und Blüten geschmückt.

Die nächsten Freunde des Hauses waren geladen, nur King fehlte. Weder der Gastgeber noch seine Tochter, die sich mit raffinierter Eleganz gekleidet hatte, sprachen seinen Namen aus, und wenn er von den anderen genannt wurde, dann taten sie, als hätten sie ihn nicht gehört.

King war offenbar in Ungnade gefallen, ja noch mehr — es war so, als habe er für diesen Kreis überhaupt nie existiert.

Woran das lag, das war niemand verborgen. King selber hatte das Mißverständnis, das seine Person umschwebte, zerrissen, indem er gelegentlich seines nächsten Besuchs bei Kandelharts den schier Versteinerten im gemütlichsten Tone von der Welt die Mitteilung gemacht hatte, daß er demnächst die silberne Hochzeit zu feiern gedenke. Die Wirkung war unbeschreiblich ge-

wesen. Hildburg bekam zum ersten Male in ihrem Leben Schreikrämpfe, und ihr leichtes Blut reichte diesmal nicht aus, ihr über den Schlag hinwegzuhelfen. Ihm aber war der Strahlenkranz vom Haupt gerissen. Seine fünf Millionen Dollar bewahrten ihn nicht vor dem Schicksal, mit einem Male aus der Rolle des „interessanten Mannes in den besten Jahren“ in die Rolle eines alten Narren versetzt zu werden.

Aber Norbert v. Hallings Stern war dafür mächtig im Aufgehen. Er saß zur Linken der schönen Bankdirektorstochter, die ihr süßestes Lächeln und die ausgesuchteste Koketterie an ihn verschwendete. Sie wollte die empfindliche Niederlage, die sie erlitten hatte, durch einen glänzenden Sieg wieder wettmachen.

Aber der Kavalier an ihrer Seite war auffallend kühl und schweigsam und ihren Annäherungsversuchen fast unzugänglich.

Sie suchte ihn aufzumuntern und neckte ihn mit der Frage, ob er noch immer an seine Rolle als verwunschener Prinz denke.

Er sah sie mit ernsten Augen an. „Ich habe in den letzten acht Tagen erst gesehen, wie die Welt in Wirklichkeit ist, mein gnädiges Fräulein. Das hat mich ernst gestimmt und gedankenvoll. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß das Leben, wie wir alle es zu führen gewohnt sind, grundverkehrt ist. Wir kennen nur eine Beschäftigung: den Rahm abzuschöpfen von den vollen Töpfen. Niemand von uns kümmert sich um das Seufzen der schwer geplagten Armen —“

So ein Gespräch war der jungen Schönheit höchst befremdlich und unangenehm. „Ja, ich möchte da unten zwischen Hinz und Kunz auch nicht leben,“ antwortete sie leichthin. „Sie werden die unappetitlichen Eindrücke schon wieder verwinden, Herr v. Halling.“

Aber dieser blieb kühl und einsilbig wie zuvor.

Da biß sie sich auf die Lippen.

Die anderen unterhielten sich über den traurigen Fall des Hauses Fredebaum.

„Der Konsul ist schwer erkrankt," hieß es, „und die Seinen umgeben ihn mit zärtlichster Sorgfalt. Kein Wort des Vorwurfs lassen sie gegen ihn hören, und vielleicht trägt er selbst auch nur geringe Schuld an den schlimmen Verlusten. Die Frau Konsul ist rührend in ihrer Sorgfalt. Eine seltene Frau."

„Ihr bleibt ja ihr Privatvermögen," warf Hilde dazwischen.

„Sie gibt alles freiwillig her, um damit die Verpflichtungen ihres Mannes zu decken. Nicht einen Pfennig will sie behalten. Sie sagt —"

„Das ist Verrücktheit!" rief Hilde aus. „Denkt sie denn gar nicht an die arme Susanne!"

„Susanne Fredebaum hat ihrer Mutter freudig zugestimmt."

„Dieser Unverstand von Susanne und ihrer Mutter verdirbt mir den ganzen Appetit! — Der Verzicht mag ja höchst ideal sein, höchst edelmütig, aber verzeihen Sie — er ist mit einem Wort gesagt dumm, bodenlos dumm!"

„Sie würden nicht so handeln, gnädiges Fräulein?" fragte Halling.

„Gott sei Dank, daß ich nicht in solcher Lage bin!"

„Und wenn Sie hineinkämen?"

„Ah — brechen wir doch dies unerquickliche Gespräch ab! Wir sind doch nicht hier, um uns zu zanken. Jeder tue, was er für recht hält, und was seiner Natur angemessen ist. — Herr v. Halling, bitte, ein anderes Gespräch!"

Sie hob das Glas empor, ihm mit vielsagendem Ausdruck in die Augen sehend.

Aber auch der weitere Abend verlief nicht nach dem Geschmack Hildburgs. Ein viel zu ernster Ton war in den Gesprächen, und Norbert v. Halling war so kühl wie ein Eisblock. Steif und förmlich war auch sein Abschied.

Sie fühlte mit Zorn und Scham, daß auch dieser Ritter auf Nimmerwiedersehen davonzog.

— — — — — — — — — — — — — —

Man gab im Klub dem scheidenden Mr. King ein Abschiedsessen. So kurz sein Aufenthalt in Deutschland gewesen war, da war keiner, der seine Abreise nicht bedauerte. Sie hatten ihn alle lieb gewonnen, den offenen Mann mit dem einfachen, geraden Wort und dem hellen Blick.

Eine Riesenhavanna zwischen den Lippen saß King an der Spitze der Tafel.

„Sie kommen gewiß noch einmal wieder," rief Ruyter. „Der Weg über das Wasser ist ja nicht weit."

„Das ist möglich," sagte King. „Aber umgekehrt wäre es auch gut. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich alle in New York besuchten. Ich lade Sie hiermit alle ein als meine Gäste."

Später sah man ihn dann mit dem jungen Ruyter in einer Ecke stehen. Er schien Wichtiges mit ihm zu verhandeln.

„Das ist eine traurige Sache mit dem Konsul Fredebaum," sagte King.

„Eine sehr traurige Sache."

King tat einen langen Zug aus seiner Zigarre. „Ich bin sehr betrübt über das große Unglück, denn es ist eine ausgezeichnete Familie, der man nichts Unehrenhaftes nachsagen kann. Auch der Herr Konsul ist ein braver Mann. Ein jeder Mensch kann Unglück haben."

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei."

„Es gibt viele vortreffliche Leute in Deutschland, und ich bin froh, daß ich so viele vortreffliche Menschen kennen gelernt habe. Wenn ich aber sagen soll, wer mir am besten gefallen hat, dann muß ich bekennen: das ist die Frau Konsul Fredebaum und ihre schöne Tochter. Habe ich recht, Mr. Ruyter?“

Kurt v. Ruyter nickte eifrig.

„Ausgezeichnet,“ sagte King befriedigt. „Ich freue mich, daß wir die gleiche Meinung haben. Wenn ich jung wäre und ich hätte nicht vor vierundzwanzig Jahren geheiratet, wissen Sie, was ich dann tun würde? Dann würde ich hingehen zu der Frau Konsul Fredebaum und würde zu ihr sagen: ‚Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter‘. — Ich glaube ganz gewiß, daß ich so tun würde.“

Ruyter sah sich von dem Amerikaner immer mehr in die Ecke gedrängt. Weder rechts noch links konnte er ihm ausweichen. „Ah — ich verstehe ganz gut, worauf Sie hinauswollen,“ sagte er.

„Das ist sehr gut. Ich brauche also nicht so viele Worte zu machen. Miß Susanne ist nicht nur ein sehr schönes Fräulein, sondern ein sehr liebes Fräulein, sie hat ein großes und gutes Herz. Wer sich Fräulein Susanne als seine Frau in das Haus holt, der wird nicht betrogen und wird sehr glücklich werden.“

„Mister King —“

„Ich bin ein alter Mann und habe die Welt gesehen, ich darf wohl einen guten Rat geben. Ich habe gesehen, daß die jungen Männer den jungen Ladies viel Schönes und Schmeichelhaftes sagen, wenn sie wissen, die junge Lady hat eine große Mitgift. Ich habe auch oft gesehen, daß die jungen Männer weggegangen sind, wenn die große Mitgift nicht mehr da war. Dann war es auf einmal mit der Liebe vorbei. Ist das nicht abscheulich?“

„Ja, das ist's." Kurt v. Ruyter sah dem Amerikaner fest in die Augen.

King nickte ihm freundlich zu. „Ich bin nach Deutschland gekommen, um eine Brautschau zu halten für den jungen Thompson in New York. Aber es ist nichts daraus geworden, und ich werde hingehen müssen, um Thompson zu sagen: Die schöne junge Dame, an die Sie Ihr Herz verloren haben, ist noch viel schöner als das Bild, das Sie gesehen haben, und sehr reich ist sie auch. Aber ein großes und gutes Herz hat sie nicht, und wer sie heiratet, wird nicht glücklich mit ihr werden. Es würde mir nun eine große Freude sein, wenn ich nach Amerika zurückfahren könnte mit einem guten und schönen Abschluß. Wenn ich sagen könnte: ich habe in Deutschland eine wunderschöne Geschichte erlebt. Eine junge Lady hatte alles Geld verloren und mußte in das Elend hinein und in die Armut, aber da kam ein junger braver Mann, der nicht auf das Geld sah, sondern auf das Herz, der behielt das Mädchen auch noch lieb, als sie ganz arm geworden war, und ging hin und sagte ihr, daß sie seine Frau werden solle trotzdem. Das wäre ein sehr schöner Schluß von meiner Reise nach Deutschland. Meinen Sie nicht auch?"

Kurt v. Ruyter ergriff die Hand Kings und drückte sie. „Ich weiß, was ich zu tun habe."

Und King wußte, daß er sein Versprechen halten werde, daß er am nächsten Morgen hingehen würde nach dem Hause, über dem die dunklen Schatten lagen, um Licht und Sonne hineinzuzaubern.

— — — — — — — — — — — — — —

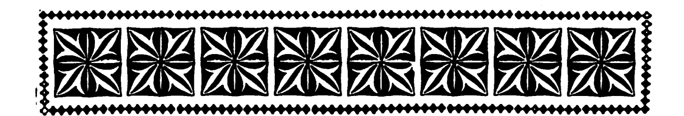
Norbert v. Halling saß bei seiner Braut auf der Veranda in der Gartenstraße 6.

„So reich bist du also?" sagte das Mädchen fast entsetzt, als Norbert ihr und seinem künftigen

Schwiegervater seine Verhältnisse auseinandergesetzt hatte.

„Wir wollen den Reichtum, dessen Kraft bis jetzt brach lag, zusammen dazu benützen, um Freude zu schaffen und Linderung der vielen Not, die es gibt. Ich weiß, daß du mir darin zur Seite stehen wirst, Käthe. Die Welt hat die Freude und das Glück so unendlich nötig. Das habe ich gelernt bei meiner Wette mit dem Amerikaner.“





Pariser Straßendelikatessen.

Von Ulr. Myers.

Mit 8 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Das Straßenleben einer Großstadt ist bezeichnend für den Charakter des Volkes, selbstverständlich auch abhängig von Witterung und Klima. Die rauhe Witterung, die Kälte, der Sturm verbieten es dem Nordländer, den größeren Teil des Jahres auf der Straße zu verbringen. Sein Charakter, dessen Hauptzüge Verschlossenheit, Ernst und der Wunsch, sich abzusondern, sind, hielte ihn auch zurück, wenn die klimatischen Verhältnisse günstiger wären. Der Südländer dagegen, den der warme Sonnenschein und der klare Himmel während des größten Teils des Jahres geradezu auf die Straße locken, der das Bedürfnis hat, sich mitzuteilen, seine Gedanken auszutauschen, sich durch Gesellschaft geistig anzuregen, ißt, trinkt, arbeitet, politisiert, tanzt und amüsiert sich auf der Straße.

Das lebhafte Volk der Franzosen, als dessen Quintessenz die Bewohnerschaft von Paris gilt, hat eine besondere Vorliebe für das Leben auf der Straße. Man braucht nur einen einzigen Blick auf die Geschichte Frankreichs zurückzuwerfen, um sich davon zu überzeugen, daß die Politik der Straße in Paris mehr und größeren Einfluß auf die Geschicke Frankreichs gehabt hat als die ganze sogenannte hohe Politik. Das Straßenleben von Paris muß man studieren, wenn man Verständnis für die Eigenart des Parisers bekommen will.

In vielen Großstädten gehören zu den interessantesten Erscheinungen des Straßenlebens die Händler und Händlerinnen mit Eßwaren, und ihnen wollen wir an der Hand der beigegebenen Bilder heute unsere Beobachtungen widmen.

In den Arbeitervierteln des nördlichen Paris, in der Nähe der Zentralhalle, aber auch im sogenannten lateinischen Viertel spielen die Verkäufer und Verkäuferinnen von Suppen eine außerordentliche Rolle. Der Franzose ist der größte Suppenesser der Welt. Ein altes französisches Sprichwort lautet:

„Soupe le soir, soupe le matin,
C'est l'ordinaire du bon chrétien.“*)

Und die lustige Person, die bei allen Völkern nach der Hauptlieblingsspeise genannt wird, die lustige Person, die in Deutschland „Hans Wurst“, in Holland „Pickelhering“ und in England „John Bull“ heißt, führt in Frankreich den Namen „Jean Potage“, das heißt „Hans Suppe“.

Suppe ist die Hauptnahrung von Millionen Franzosen, von Tausenden von Parisern, und auch der französische Soldat ist jahraus jahrein mit seiner Mittagsuppe als Hauptnahrungsmittel des Tages zufrieden. Allerdings, der Franzose verlangt in der Suppe auch ein Stückchen Fleisch, er verlangt ein wenig Wurzelkräuter, Gemüse und Einlage, seien es Hülsenfrüchte oder Eierfabrikate. Die französische Suppe ist also ein ebenso schmackhaftes wie kräftiges Essen; denn zu kochen wissen die Franzosen, und die Pariser Kochkunst hat einen Weltruf in mannigfacher Beziehung, auch in der, daß sie es vortrefflich versteht, aus unscheinbaren Über-

*) „Suppe am Abend, Suppe am Morgen,
Dafür soll der gute Christ stets sorgen.“

resten höchst wohlschmeckende Suppen und Ragouts herzustellen.

Der Eingeweihte behauptet sogar, daß die Pariser Kochkunst groß darin sei, die Herkunft der Bestandteile, aus denen gewisse Speisen zubereitet sind, zu verschleiern. Was in den zahllosen Garküchen der ärmeren Pariser Stadtviertel, wie auch bei den Händlern, die auf der Straße ihre Küche aufgeschlagen haben, verkauft wird, ist stets wohlschmeckend; nur darf man nicht forschen, woraus es besteht.

Es muß allerdings zugestanden werden, daß die Pariser Polizei eine sehr scharfe, für Händlerinnen und Händler sehr unangenehme Kontrolle gerade in allen Garküchen und auf der Straße bei allen Leuten ausübt, die Nahrungsmittel zu sofortigem Verzehr verkaufen. Diese ambulanten Inspektoren, die von der Stadt Paris angestellt sind, sorgen nicht nur dafür, daß die Speisen unverdorben sind, sie revidieren auch die Gefäße, in denen die Speisen aufbewahrt werden, auf das allergenaueste und sind berechtigt, jedes Gefäß, an dem sich auch nur von außen der geringste Ansatz von Grünspan zeigt, alsbald zu beschlagnahmen.

Man kann trotzdem annehmen, daß die Straßenhändler, die warmes Essen verkaufen, niemals frisches Material dazu verwenden. Paris ist die Stadt, in der kein Abfall verloren geht. Die schmutzigste Brotrinde findet noch Verwendung, indem man sie zu Pulver brennt und letzteres als Zahnputzmittel verwendet. Es ist ein besonderes Geschäft und ein Erwerbszweig für viele Unternehmer, in den besseren Pariser Restaurants die übrig gebliebenen Reste von Fleisch, Fisch, Wurst, Gemüse, Kartoffeln, Brot aufzukaufen. Die besten Sachen gehen an die kleineren Gasthäuser, um dort kalt oder aufgewärmt verbraucht zu werden. Die minder

guten Überreste gehen an die Garküchen und an die Straßenhändler.

Die Suppenhändlerin da an der Straßenecke, besonders in der Nähe der Zentralhallen, in denen sich die gesamte Verproviantierung von Paris vollzieht, hat sehr saubere zylindrische Blecheimer aus Zink oder Messingblech vor sich, die von Reinlichkeit und Sauberkeit nur so blitzen. Sie sind mit Deckeln verschlossen, und alle, die zur Ausgabe fertig sind, stehen auf kleinen eisernen Untersätzen, die mit Holzkohle gefüllt sind. Die mit sehr sauberer Schürze und sauberer Kleidung versehene Händlerin, die auch ein sauberes weißes Häubchen trägt, hat neben sich einen Tisch oder eine Kiste, auf die die bols aufgestellt sind, das heißt halbkugelförmige runde Porzellannäpfe, aus denen der Franzose nicht nur seine Suppe, sondern auch seinen Kaffee zu sich nimmt; dazu einige sauber geputzte Löffel.

Wer sich keine Gedanken darüber macht, woher das Material stammt, aus dem die Suppe hergestellt ist, erstaunt wirklich, wenn er für 10 Centimes, das heißt also für 8 Pfennig, einen solchen bol mit Suppe, und zu dieser ein ansehnliches Stück guten Fleisches und sonstige Einlage erhält. Der Garkoch auf offener Straße bietet ganze Teller voll Rindfleisch, Kalbfleisch, Fisch, Wurst, Gemüse, Ragout für den außerordentlich billigen Preis von 25 bis 40 Centimes, das heißt von 20 bis 32 Pfennig aus. Das Essen ist gut und schmackhaft und sättigt selbst einen starken Appetit. Für den ärmeren Teil der Bevölkerung sind diese öffentlichen Garküchen geradezu eine Wohltat und ein Segen, und in den Zentralhallen, in deren Nähe die meisten dieser Garküchen nächst den Arbeitervierteln zu finden sind, nehmen auch sehr gut gekleidete Personen stehend eine Mahlzeit beim Garkoch für 20 bis 30 Pfennig zu

sich. Man behauptet in Paris, es seien das Leute, die „es eigentlich gar nicht nötig hätten“.

Man kann aber auch schon für 10 Centimes, also für 8 Pfennig, eine ganz achtbare Portion von Fleisch, Fisch, Gemüse und sogar noch ein Stückchen Brot dazu erhalten, wenn man sich mit den geringsten Speiseresten begnügt, die wohl an der Grenze des Genießbaren stehen, aber doch nicht gesundheitsschädlich sind. Solches Mahl bekommt man aber nicht auf einem Teller, sondern der Garkoch schüttet es vom Teller in eine Papiertüte, aus der man es essen muß. Auf dem Markt der Harlekine in der Nähe der Zentralmarkthalle kann man aus der Papiertüte bei den Straßengarköchen gekochtes Rindfleisch und Kalbsbraten, Fisch, Wurst, Gebäck, immer alles zusammen in einer Tüte, schon für 8 Pfennig so reichlich erhalten, daß man davon satt wird.

Der boudin ist eine Wurst allerniedrigsten Ranges. Auch in Deutschland haben wir solch geringe Qualität von Würsten, von der man nach dem Volkswitz „für fünf Pfennig dreimal um den Leib herum“ erhält. Auf unserem Bild S. 153 sehen wir eine Verkäuferin, die im Begriff ist, von einer endlosen Wurst, eben dem boudin, ein Stück für 1 Sou, also für 4 Pfennig, abzuschneiden. Dieser boudin ist ein Darm, der mit Blut und gehackten Tripes gestopft ist. Damit bezeichnet der Franzose das, was wir in Deutschland „Fleck“ oder „Rinderkaldaunen“ nennen. Es sind Magen und Eingeweide des Rindes, die wir ja auch in Deutschland in Suppenform oder mit einer Petersiliensoße essen. In weiten Kreisen gilt ja der Fleck (Königsberger Fleck) oder Kuttelfleck für eine Delikatesse.

Es gibt Straßenhändler und zahlreiche Garköche in

Paris, die diese Rinderkaldaunen in verschiedenen Formen als einzigen Handelsartikel führen.

Auf untenstehendem Bild sehen wir zur Rechten der



Einen halben Meter Wurst für 2 Sous.

Verkäuferin auf einem Faß noch eine Schüssel stehen. Sie enthält Sauerkraut, das bekanntlich auch der Franzose sehr gern ißt, obwohl er sich berechtigt glaubt, über den Deutschen als „Sauerkrautfresser“ zu spotten. Für



Pommes frites-Küche.

4 Pfennig boudin und für 4 Pfennig Sauerkraut gibt ein achtbares Essen für den, der nicht mehr für ein Mittagsmahl aufwenden kann.

Eine französische Erfindung, die sich bei uns in den letzten Jahren auch eingebürgert hat, sind die Pommes frites, die in Fett geschmorten Kartoffeln. Unser Bild

S. 154 zeigt uns eine Küche halb in einem Hausflur, halb auf der Straße, wo die Köchin auf einem eisernen Ofen ununterbrochen die beliebte Speise herstellt. Das weiße Gefäß, das auf dem Ofen steht, ist beständig mit kochendem Fett gefüllt. Große, recht mehlige Kartoffeln werden roh geschält und kreuz und quer geschnitten, so daß ungefähr bleistiftdicke, je nach der Größe der Kartoffeln bis zu 5 Zentimeter lange Schnitte entstehen. Diese werden in das Fett geworfen und sinken sofort unter. Nachdem die Kartoffelschnitte sich mit Fett vollgesogen haben und durch die Hitze geschmort sind, steigen sie an die Oberfläche des Fettes empor, werden mit einem Schöpflöffel abgehoben, rasch mit etwas Salz bestreut, und bilden dann ein in Paris und auch in anderen französischen Städten außerordentlich beliebtes Essen, von dem man eine Portion ebenfalls schon für 4 Pfennig erhält. Woher das Fett stammt, in dem diese Pommes frites gekocht werden, danach wollen wir lieber nicht forschen. Man erzählt sich ungeheuerliche Geschichten über seinen Ursprung, die wir hier nicht wiedergeben wollen, um Leserinnen und Lesern nicht den Appetit zu verderben. Hoffen wir, daß die untersuchenden Beamten das ihrige tun, um gar zu schlimme Dinge auch bei der Herstellung dieser Delikatesse zu verhindern.

Die Kaffeehändlerinnen der Straße sind eigentlich nur in den Morgenstunden, und zwar schon zwischen 4 bis 8 Uhr sowohl in der Nähe von Fabriken und anderen großen Etablissements, wo viele Arbeiter vorüberkommen, wie an den Seineufern, wo das Be- und Entladen der Schiffe stattfindet, und endlich in den Zentralmarkthallen und in der Nähe derselben zu finden, weil gerade hier an letzterer Stelle in der Zeit von 4 bis 8 Uhr morgens ein ungeheures Leben und Treiben

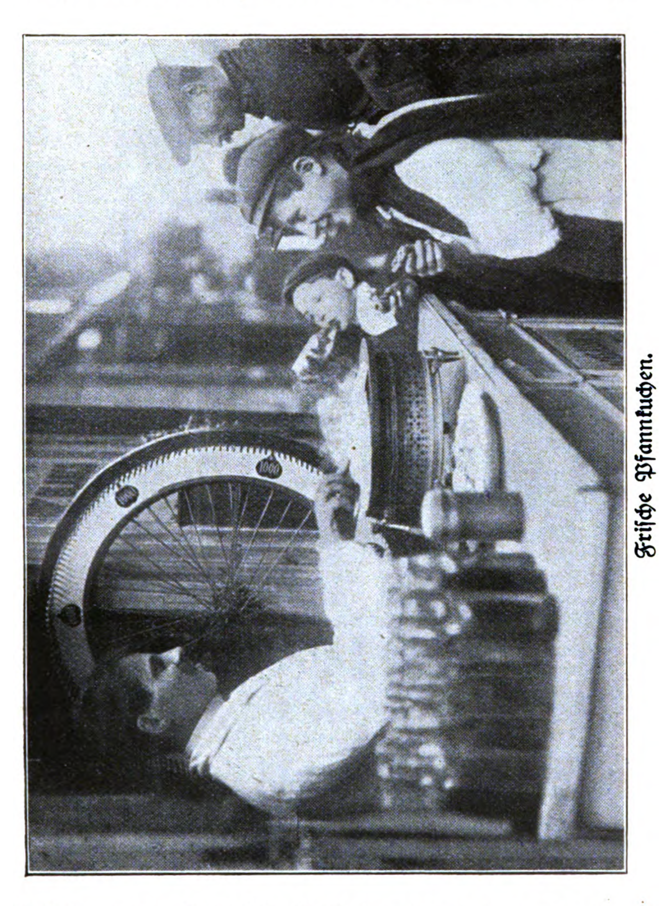
herrscht. Besonders wenn der Morgen frisch ist, tut ein bol, gefüllt mit heißem Milchkaffee, außerordentlich wohl. Der Kaffee wird immer gleich mit der Milch vermischt gereicht und auch mit der Milch zusammen gekocht. Selbst in den vornehmsten Pariser Cafés bekommt man den Milchkaffee gleich mit der Milch zusammengegossen, wovor sich namentlich der Deutsche zuerst entsetzt.

Über den Ursprung des Kaffees, der von den Händlerinnen verwendet wird, Nachforschungen anzustellen, empfiehlt sich ebenfalls nicht. Die Kaffeeverfälscher gedeihen nirgends so gut wie in Paris. Geröstete Mohrrüben, Gerste, Eicheln spielen bei diesem Kaffee die größte Rolle. Aber die Hauptsache ist: er ist heiß, weiß und süß; denn diese Eigenschaften, die man auch in manchen deutschen Gegenden vom Kaffee verlangt, liebt der Pariser vor allem.

Die gerösteten Kastanien, die auf der Pariser Straße verkauft werden, sind ja auch bei uns wohlbekannt. Die sogenannten Maronenbrater sind von Italien über Österreich selbst bis nach Norddeutschland gekommen, wo sie wenigstens im Winter an den Straßenecken ihren Stand aufschlagen und zur Abend- und Nachtzeit viele Käufer auch in Deutschland finden.

Dagegen sind ein sehr beliebtes Pariser Spezialgericht, das man nur hier findet, die Crêpes (S. 157). Es sind dies stets warm und frisch zubereitete Eierkuchen, Pfannkuchen oder Schmarren. Sie sind sehr begehrt, werden von jung und alt möglichst heiß gegessen, kosten 10 bis 15 Centimes, und wenn man ein Schlemmer ist, kann man sie auch mit Zucker bestreut oder mit etwas süßem Fruchtsaft übergossen erhalten. Zu seiner Linken hat der Garkoch, der die Crêpes auf unserem Bilde anfertigt, ein sogenanntes Glücksrad. Es ist aber

mit den Eierkuchen nicht etwa eine Lotterie verbunden. Dieses Glücksrad ist nur ein Anlockungsmittel. Es zeigt

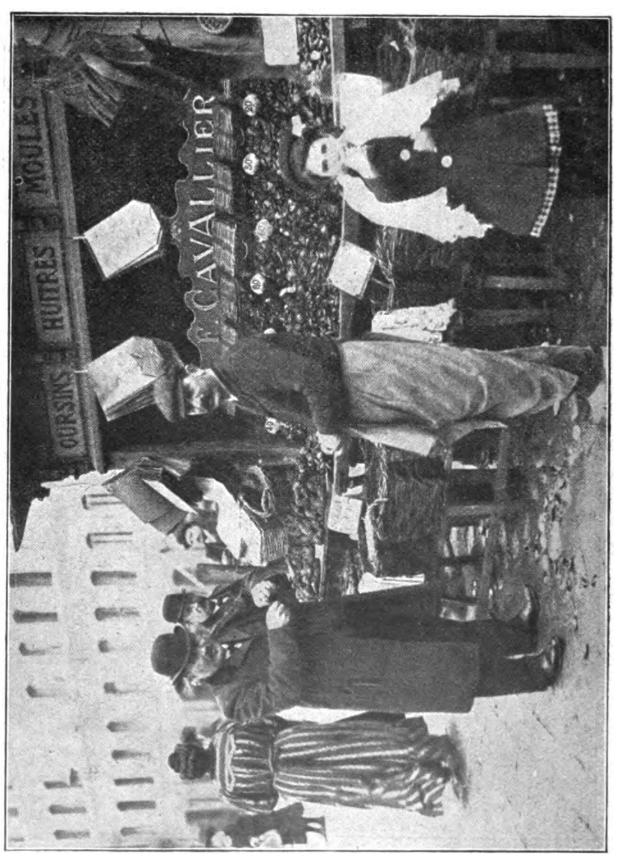


Frische Pfannkuchen.

Zahlen an: erstens die Zahl der Eierkuchen, die der Händler an dem betreffenden Tage schon verkauft hat, dann aber kann der Käufer sich auch das Vergnügen

machen, durch das Glücksrad bestimmen zu lassen, wie viele Eierkuchen er verzehren darf.

Eine echt französische Straßendelikatesse ist die Auster.



Austernsalon auf der Straße.

Auf obenstehendem Bild sehen wir einen solchen öffentlichen „Austernsalon“, wenn wir den Verkaufsstand mit diesem hochtrabenden Namen belegen wollen. Frank-

reich hat sehr viel Küste, und die Fischerei müßte also eigentlich außerordentlich gedeihen. Aber die Leute



„Frische Schnecken!"

haben recht, die behaupten, der Franzose habe keine Neigung zum Seewasser; er ist weder ein guter Schiffer

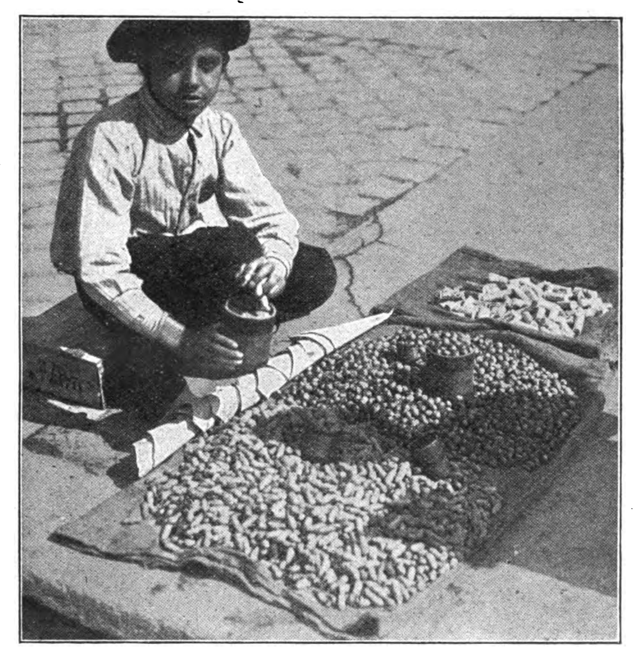
noch ein guter Fischer, und es ist bezeichnend, daß zum Beispiel zwei Drittel aller Austern und Muscheln, die in Paris verzehrt werden, nicht aus den französischen Gewässern, sondern aus Belgien kommen. Ja, Paris



Honig aus den Vogesen.

bezieht sogar einen großen Teil seiner Seefische aus England und Deutschland. Die Austern werden beim Straßenverkauf sofort geöffnet und gegessen, und der Preis beträgt je nach der Qualität 16 bis 75 Pfennig für das Dutzend. Auf diese Verkaufsstände von Austern richten die untersuchenden Beamten ihr Hauptaugenmerk; denn bekanntlich sind verdorbene Austern im höchsten Grade giftig.

Die Schätze des Meeres in gekochtem, gebratenem, geräuchertem, mariniertem Zustande werden ebenfalls auf den Straßen von Paris verkauft. Unser Bild S. 159 zeigt uns eine Verkäuferin, die allerlei Fischwaren geräuchert und mariniert, Krabben, Taschenkrebse, Hummern und selbst Langusten feil hält. Die Händlerin hat aber auch Vigneaux, das heißt Weinbergschnecken, wie man sie in gebratenem Zustande ja auch

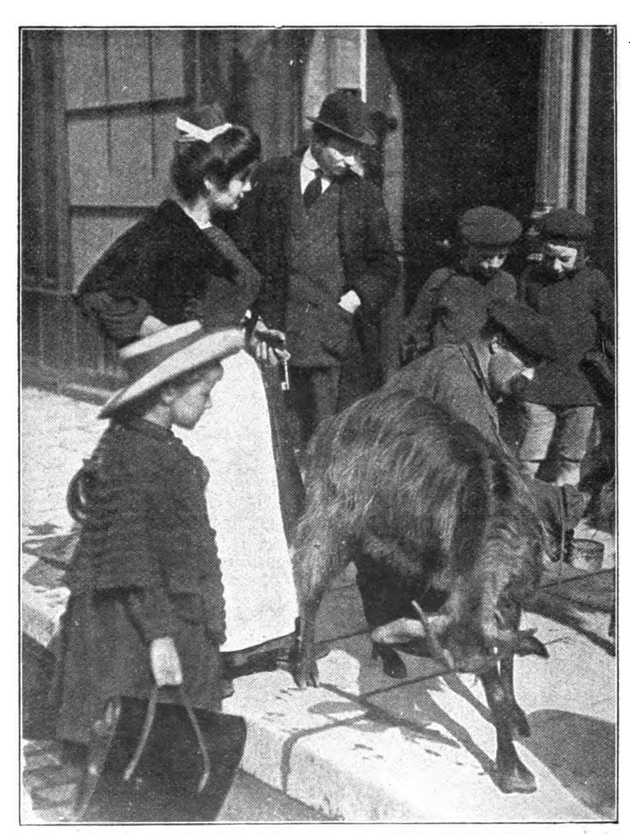


Großes Nußlager.

in Süddeutschland so gern ißt, und wir sehen auf dem Plakat das Dutzend mit 60 Centimes (48 Pfennig) ausgezeichnet.

Der Handel mit Honig blüht ebenfalls auf der

Pariser Straße (S. 160). Als der beste Honig gilt der aus den Vogesen, le miel des Vosges. Unter diesem



Frisch vom Faß.

Namen wird natürlich auch „Honig“ verkauft, der niemals einen Bienenstock gesehen hat, sondern aus Sirup hergestellt worden ist.

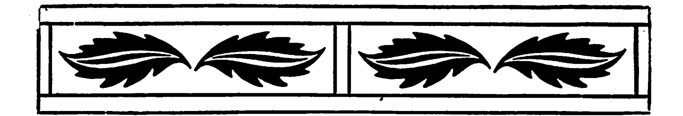
Einen Verkäufer mit exotischen Produkten, einen

kleinen Jungen, der sich auf diese Weise schon seinen Lebensunterhalt verdient, zeigt unser Bild S. 161. Er hat ohne weiteres auf dem Bürgersteig sein Warenlager aufgeschlagen. Es ist der Verkäufer von „Cacahouettes", einem Artikel, der auch bei uns, wenn auch unter weniger stolzklingendem Namen, bekannt ist. Es sind die sogenannten amerikanischen Nüsse, die auch in Deutschland in jedem Kolonialwarenladen zu haben sind, und aus deren Kern man ein beliebtes Nußöl preßt.

In gewissem Sinne zu den Händlern mit Straßendelikatessen gehören noch die Besitzer der Ziegen, die zu bestimmten Tageszeiten mit ihren Tieren in den Straßen umherziehen und durch eigentümliche Rufe Käufer und Käuferinnen veranlassen, mit den Gefäßen, in denen sie die Milch holen wollen, auf die Straße zu kommen. Es wird dann die Milch der Ziegen unmittelbar in das Gefäß gemolken, denn Käuferinnen und Käufer sind mißtrauisch, und bei der allgemeinen Verfälschungswut der Nahrungsmittel wollen sie sich davon überzeugen, daß wirklich die Milch ohne Umwege aus dem Euter der Ziege kommt. Ziegenmilch gilt für besonders nahrhaft und wird in Paris zur Ernährung der Kinder gern verwendet.

Jedenfalls kann man in Paris das ganze Jahr hindurch auf der Straße „dinieren" und „soupieren" und billig noch obendrein.





Die junge Kommandeuse.

Erzählung von Horst Bodemer.

Das Feldartillerieregiment in der etwa zwanzigtausend Einwohner zählenden Kreisstadt hatte einen neuen Kommandeur bekommen, den Oberstleutnant Hallboom. Er war erst dreiundvierzig, ein „Springer“, eine große Hoffnung des Generalstabschefs der Armee. Drei Jahre früher als seine Kameraden war er Hauptmann geworden, auch als Major war er über eine ganze Anzahl von Vorderleuten hinweggesetzt. Zwei Jahre würde er wahrscheinlich nur das Regiment führen, dann wieder in den Generalstab zurücktreten, als Generalstabschef eines Armeekorps; nach menschlichem Ermessen war er in etwa zwölf Jahren kommandierender General. Groß und hager war der Oberstleutnant Hallboom, das schmale, bleiche Gesicht trug er glattrasiert, die Lider lagen meistens tief auf den grauen Augen, die schmalen Lippen hielt er zusammengepreßt, von den Mundwinkeln liefen scharfe Züge quer herab; sie meißelten das breite, energische Kinn heraus.

Er führte das Regiment mit ruhiger Gelassenheit. Niemand bekam von ihm ein grobes Wort zu hören. Aber er sah alles. Wenn er über den Exerzierplatz ritt auf seinem hohen, bildhübschen Goldfuchs, den Oberkörper leicht vorgeneigt, den Regimentsadjutanten, den

Oberleutnant v. Wabern neben sich, sprach er kaum ein Wort. Höchstens rief er einem Batteriechef zu, der melden wollte: „Bitte sich nicht stören zu lassen, Herr Hauptmann.“ Aber alle wußten sehr bald: dem entgeht nichts!

Zwei Monate vor dem Manöver hatte er das Regiment bekommen, die Besichtigungen und die große Schießübung waren schon gewesen, jetzt wurde viel Felddienst geübt. Und diese Übungen verstand der Kommandeur sehr interessant zu gestalten. Nun ja, er war ja einer aus der „großen Generalstabsbude“.

Und dieser ruhige Mann, der sich auch als Militärschriftsteller schon einen sehr angesehenen Namen gemacht hatte, war mit einer fünfzehn Jahre jüngeren, lebensprühenden, bildhübschen Frau verheiratet, die sich aber auch gar nicht auf die würdige Kommandeuse aufspielte. Mittelgroß war sie, volles, kastanienbraunes Haar krönte ein schmales Köpfchen, gesundes, aber zartes Rot lag auf den Wangen, der Mund mit den schöngeschwungenen, etwas vollen Lippen lachte gern, aber das Schönste an ihr waren die großen, veilchenblauen Augen. Dem Sport war Frau Hallboom leidenschaftlich ergeben, sie ritt gern, freute sich immer, wenn sie eine Kavalkade von jungen Offizieren um sich hatte, einige Damen schlossen sich gern an. Meist wurde ein Ausflug nach der „Talmühle“, die mitten in den meilenweiten Wäldern lag, verabredet, dort gab's Milch und helles Bier, Schinken, Eier und Schwarzbrot. Unter breitästigen Linden saß man auf Holzbänken, an niedrigen Tischen ohne Tischtuch, und ließ es sich gut schmekken. Der kleine Leutnant Roser griff dann zu seiner mit bunten Bändern verzierten Laute, man sang den Vollmond an, ein paar schwermütige Volkslieder durften auch nicht fehlen, — kurz, man amüsierte sich

köstlich. Oft kam zum Abendessen auch der Kommandeur mit ein paar älteren Herren und Damen herausgefahren, ein nachsichtiges Lächeln um den Mund saß er da, redete mit allen ein paar verbindliche Worte, vergaß auch den jüngsten Dachs dabei nicht, und dann ging's wieder heimwärts.

Natürlich vergötterten die jungen Offiziere ihre Kommandeuse. Im Kasino kam das Gespräch sehr oft auf sie.

„Und diese reizende Frau hat keine Kinder! Jammerschade!"

Da sagte der lange Wabern, der Regimentsadjutant: „Die stellen wir vor, denn wie die uns bemuttert, das ist ja gar nicht zu übertreffen!"

Ein paar lachten, andere machten ein nachdenkliches Gesicht. Der eine und der andere schielte heimlich nach Wabern hin.

Der saß mit übereinandergeschlagenen Beinen in einem Ledersessel und sah nach der Wand, an der die Bilder aller Kommandeure des Regiments hingen. Er war etwa so alt wie die Kommandeuse; ein starker, dunkler, rechteckverschnittener Schnurrbart zierte seine Oberlippe, die Adlernase sprang scharf aus dem Gesicht, eine leichte Falte zog sich von der Nasenwurzel quer über die hohe, eckige Stirn. Er wohnte draußen vor der Stadt in einem kleinen Häuschen, an dem ein Waldbach vorbeihüpfte. Den hatte er an dem Garten, der zu dem Häuschen gehörte, in dem außer ihm nur ein alter Zimmermann mit seiner Frau wohnte, vertiefen lassen; eine Bretterbude ermöglichte es ihm bis in den späten Herbst hinein jeden Morgen in das kalte Wasser zu springen. Der Bursche stand bereit mit dem großen Badetuch, tüchtig ließ er sich von ihm abreiben, frühstückte dann, während der Bursche ein junges Pferd

sattelte, das Wabern zuritt. Das kalte Bad und ein rohes Pferd gehörten zu seinem Leben.

Es war in der Tat so, die junge Kommandeuse „bemutterte" ihre Leutnante. Sie wußte, daß sich ein paar ältere Offiziere und ihre Damen darüber aufhielten, auch einige Honoratioren der Stadt mochten ihr Benehmen „sonderbar" finden, aber es störte sie nicht, solange ihr Mann damit einverstanden war. Und der hatte gar nichts dagegen einzuwenden. Der saß viel über seinen kriegsgeschichtlichen Studien, Arkikel aus seiner Feder erschienen oft im Militärwochenblatt, der kommandierende General des Armeekorps hatte ihn außerdem ersucht, im Winter einen Vortrag über den Balkankrieg zu halten, den er natürlich aus eigenem Antriebe genau verfolgt hatte. Seine Frau störte ihn nicht in seiner Arbeit, sie wußte, daß es ihm sehr unangenehm war. Der Haushalt ging wie am Schnürchen, aber schließlich füllt der das Leben keiner geistig regen Frau aus. Mochte sie sich also mit der Jugend amüsieren.

Oft kam sie kurz vor dem Abendbrot im Reitrock oder Tenniskostüm in sein Arbeitszimmer gestürmt und hing sich noch glühend vom Ritt oder dem Spiel an seinen Hals.

„Manni, ich hab' die ganze Gesellschaft zum Abendbrot eingeladen. Alles schon erledigt, neun Personen sind wir, es gibt Leber mit Bratkartoffeln, dreimal wird 'rumgereicht, dann Käse und Obst! Saurer Mosel dazu und nachher Bier!"

Hallboom sah dann lächelnd seine junge Frau an, nahm ihren Kopf in seine beiden schmalen Hände, gab ihr einen Kuß und sagte: „Zieh dich rasch um, ich geh' einstweilen zu unseren Gästen!"

Einige waren gleich mitgekommen, die anderen

stellten sich nach und nach ein. Es waren nicht nur Angehörige des Regiments, auch junge Herren und Damen vom Zivil. Der Oberstleutnant war ein amüsanter Plauderer, ihm tat dieses „Ausspannen“, wie er es nannte, sehr gut, fröhlich saß man bei Tisch und stand auch nicht gleich auf, nachdem das Obst gereicht worden war.

Da begann die „Arbeit“ der jungen Kommandeuse. Mit fabelhafter Geschwindigkeit schälte sie Birnen und Äpfel, und jedes bekam ein paar Scheiben ab. Lachend sagte sie dann: „Das versteh' ich! Bin doch vom Lande! Himmel, wenn ich für jeden Apfel und jede Birne, die ich in meinem Leben schon geschält habe, eine Mark bekäme, wie reich wär' ich dann!“

Nun, sie verfügte auch so über einen strammen Geldbeutel. Ihr Vater war ein bekannter Saatgutzüchter in der Provinz Sachsen. Und als Entschuldigung für ihren „freien Verkehr“ führte man gern an, daß sie eben in die städtischen Verhältnisse noch recht „ländliche Ansichten“ mitgebracht hätte.

Erhob man sich endlich, verabschiedete sich der Oberstleutnant einstweilen von seinen Gästen und kehrte in sein Arbeitszimmer zurück.

Seine Frau aber hob den Zeigefinger der rechten Hand hoch und machte große Augen. „Jetzt gehen wir 'rüber in mein Königreich. Da stören wir meinen Mann nicht, spielen Wettrennen und lachen herzhaft dazu!“

Ein Wettrennspiel aus Pappe, wie es Kinder besitzen, wurde auf den Tisch gelegt, jeder bekam einen Reiter aus Blei, jeder durfte so weit vorrücken, als er Augen mit zwei Würfeln geworfen hatte, und kam er dabei auf ein Hindernis, so mußte er von vorn anfangen, da war er „gestürzt“. Und „stürzen“ war der Witz. Die Beteiligung kostete zwanzig Pfennig Einsatz, die

als zwei oder drei Preise für die zuerst Einkommenden verwendet wurden.

Dem „Schlußringen" sah gewöhnlich der Kommandeur zu, und bei solcher Gelegenheit konnte er herzhaft lachen, denn an jedem „Spielabend" wurden neue „Schikanen" ausgeknobelt, die schnell noch einen „Genickbruch" brachten, wenn einer dachte, er hätte das Rennen schon in der Tasche.

Der einzige, mit dem der Kommandeur öfters einmal über seine Frau sprach, war sein Adjutant Wabern. Der blieb ja öfters auch einmal zum Tee am Nachmittag da, wenn er noch mit wichtigen Unterschriften kam.

Einmal sagte er zu ihm: „Ich fühle das 'raus, manche in der Stadt und wohl auch im Offizierkorps sind nicht recht einverstanden mit dem Verhalten meiner Frau. Aber ich hab' nichts dagegen. Sie soll sich amüsieren. Und gibt es etwas Harmloseres als die Reitpartien und die Spielabende bei mir? Ich glaube auch, die jungen Herren fahren nicht mehr so oft nach auswärts als früher. Mein Vorgänger glaubte mich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß einige es öfter täten als ihrem Geldbeutel dienlich sei. Ich habe aber die Namen wieder vergessen!"

Wabern hatte die Hand stumm an die Mütze gelegt und sich verneigt. Wußte der Oberstleutnant, daß man „redete", um so besser, sonst hätte er am Ende die Verpflichtung gehabt, gelegentlich von dem Gerede Meldung zu machen.

Ernst fuhr der Kommandeur fort: „Meine Frau ist ein viel innerlicherer Mensch, als wohl allgemein geglaubt wird. Dieses Suchen nach harmloser Zerstreuung ist ein harter Kampf, lieber Wabern! Weil ihr anscheinend Kinder versagt bleiben werden. Es ist ein Betäuben. Und soll ich da mit harter Hand eingreifen?

Es wäre das Törichteste, was ich tun könnte. Nach und nach kommt der Ausgleich schon!“ Das breite Kinn des Oberstleutnants rutschte vor, hart kamen ihm jetzt die Worte aus dem Munde. „Und den Ausgleich muß sie finden, solange ich hier das Regiment führe. Denn wahrscheinlich werde ich später wieder Generalstäbler, da gehöre ich nicht mehr zu einer großen Familie, wie es ein richtig geführtes Regiment doch sein soll, dann ist meine Frau viel mehr auf mich angewiesen als jetzt!“

Hallboom streckte seinem Adjutanten die Hand hin und nickte ihm freundlich zu. Und dieses Nicken sollte sagen: Wir beide, wir verstehen uns schon. Und wenn dumme Plappermäuler losreden, dann tritt du für uns ein. Taktvoll wirst du den Herrschaften schon die höheren Flötentöne beibringen, denn du bist ein kluger Kopf.

Wabern war die Röte ins Gesicht gestiegen. Herzhaft hatte er die Hand seines Kommandeurs gedrückt. War der ein großzügiger Edelmensch! Und auf die Unterredung war eine schlaflose Nacht gefolgt, und hart hatte er sein noch halbrohes Pferd am nächsten Morgen angefaßt.

Der Oberstleutnant hatte seiner Frau gegenüber Wabern öfters gelobt. Er war wirklich ein sehr tüchtiger und umsichtiger Adjutant. „Reite doch öfters mit Wabern. Wer sollte da etwas auszusetzen haben? Der Pferdebursche ist doch immer in deiner Begleitung. Mir brennt jetzt meine Arbeit sehr auf die Nägel, in vierzehn Tagen beginnen die Manöver, bis dahin möchte ich zu einem gewissen Abschluß gekommen sein, denn sonst verliere ich manchen Faden, wenn ich mich später wieder hinsetze.“

„Wenn du meinst —“

„Ich werde selbst mit Wabern sprechen. Gar kein

Zweifel, daß er sich dir gern zur Verfügung stellt. Viel hat er jetzt sowieso nicht zu tun.“

Als der Kommandeur Wabern die Bitte vortrug, dankte der für das in ihn gesetzte Vertrauen, aber sonderlich wohl war ihm dabei nicht zumute. Er fühlte, man würde bald darüber reden, daß ihn die junge Kommandeuse sichtlich auszeichnete. Daß er sich immer freute, wenn er mit der jungen Kommandeuse allein sein durfte, das — es war ja menschlich verständlich, aber ein fatales Gefühl wurde er nicht los.

Ach was, er hatte doch Energie im Leibe! Und damit kein dummes Geschwätz aufkam, fuhr er im Kasino fort: „Übrigens fühlt sich unser Mutterchen etwas angegriffen. Der Herr Oberstleutnant, der mitten in einer Abhandlung über den Balkankrieg steckt, möchte die Arbeit gern vor dem Manöver zu Ende bringen, da hat er mich gebeten, mit seiner Frau Gemahlin täglich eine Stunde allein auszureiten. Sie soll nicht viel sprechen. Ich halte es für meine Pflicht, das Ihnen zu sagen, damit Sie unterrichtet sind.“

Keiner entgegnete ein Wort, aber viele schielten wieder heimlich nach Wabern hin.

— — — — — — — — — — — — — —

Täglich gegen vier Uhr ritt von nun an Wabern mit der jungen Kommandeuse aus, im Abstand von zehn Pferdelängen folgte der Bursche. Viel redeten die beiden nicht zusammen, es lag auf ihnen wie eine Lähmung.

Dann fing Frau Hallboom gewöhnlich von ihrem Mann zu sprechen an, hastig, wie Wabern es von ihr seither noch nie gehört. Von seiner Arbeit über den Balkankrieg sprach sie, von ihrer Angst, er könne sich zu viel zumuten und dann beim Manöver versagen.

Dann versuchte der Adjutant seine junge Komman-

deuse zu beruhigen, aber die Worte kamen ihm nur vom Munde, nicht aus dem Herzen. Er fühlte, wie sich Fäden spannen von der eleganten Reiterin zu ihm hinüber — und sie fühlte das auch, deutlich merkte er das.

Und sein Kommandeur, ein solcher Edelmensch, hatte ihm sein Köstlichstes anvertraut! —

Der letzte Ausritt vor dem Manöver kam. „Gott sei Dank!“ dachte Wabern. „Dann bin ich drei Wochen fern von ihr, da werde ich schon fertig mit mir werden!“

Als sie über den Exerzierplatz galoppiert waren, rief der Pferdebursche: „Herr Oberleutnant, mein Pferd lahmt.“

Sofort saß Wabern ab, sah nach. Es war weiter nichts. Der Braune hatte sich einen Stein in den Vorderhuf getreten. Aber morgen wurde ausgerückt, das Pferd mußte deshalb geschont werden.

„Im Schritt nach Hause und dem Herrn Oberstleutnant sofort Meldung gemacht! Ich komme mit der gnädigen Frau nach.“

Wabern saß wieder auf und ritt mit der jungen Kommandeuse den Waldrand entlang, der den Exerzierplatz an dieser Seite einsäumte. Beide hatten das Gefühl: Jetzt sind wir allein — ganz allein! Hier kann uns keiner überraschen! Und beide warnte eine innere Stimme: Nimm dich in acht! Nimm dich in acht!

„Nun wird's einsam um mich,“ sagte die junge Kommandeuse nach langem Schweigen. „Mein Mann, Sie, das ganze Regiment im Manöver! Mein Vater hat mich natürlich aufgefordert, zu ihm zu kommen. Aber ich will nicht — ich will nicht!“

Den letzten Satz stieß sie hastig mit zuckender Lippe heraus.

Das war die Grenze. Hier gähnte der Abgrund. Deutlich fühlte es Wabern.

„Gnädige Frau, nach dem Manöver — wird der Herr Oberstleutnant den Kopf freier haben. Und — es klingt ja vermessen, aber es ist doch vielleicht ganz gut, wenn ich es sage — dann wird er mit Ihnen spazieren reiten — oder noch besser, er nimmt Urlaub und die Herrschaften begeben sich ein paar Wochen auf Reisen.“

Die veilchenblauen Augen wurden ganz groß. Nur eine Sekunde sahen sie Wabern an, sahen, wie er die Lippen zusammengepreßt hielt, das Gesicht einen steinernen Ausdruck bekam — und dann sahen die großen, veilchenblauen Augen an ihm vorbei ins Weite, über den Exerzierplatz hinweg. Ihre Hand mußte gezuckt haben, denn der Fuchs drängte näher an Waberns Braunen. Die Pferde standen still wie angewurzelt. Stumm reichte die junge Kommandeuse dem Adjutanten die Hand hinüber. Der drückte sie ein paarmal, und der Druck sagte: laß uns stark sein; und die Handküsse verrieten: ich hab' dich lieb, ich hab' dich lieb! — Und dann ließ er die Hand los, warf den Kopf in den Nacken und sagte mit eisiger Stimme: „Gnädige Frau, wir wollen nach Hause reiten — es wird allerhöchste Zeit!“

Da warf die junge Kommandeuse ihr Pferd herum, stumm trabten sie heimwärts.

Beide hatten nicht gesehen, daß sie von zwei Offizieren beobachtet wurden.

Wabern ging mit in den Stall.

Der Kommandeur stand schon bei dem Pferde, dem das Eisen abgenommen worden war. Freundlich reichte er seiner Frau und seinem Adjutanten die Hand. „Hat nichts zu sagen. Aber es war recht, Herr v. Wabern, daß Sie den Burschen mit dem Pferde gleich nach Hause schickten.“

Stumm verbeugte sich der Adjutant.

Die junge Kommandeuse verabschiedete sich. „Kom-

men Sie nachher noch zum Tee, Herr v. Wabern, wenn Sie im Regimentsbureau fertig sind?"

„Vielen Dank, gnädige Frau! Aber heute, vor dem Ausrücken — es wird sehr viel zu tun geben!"

„Also alles Gute für die kommenden Wochen, Herr v. Wabern!"

Er küßte die ihm gereichte Hand und verabschiedete sich.

Es gab in der Tat noch eine Menge zu erledigen. Acht Uhr wurde es, als Wabern endlich den Heimweg antrat.

Vor seinem Hause ging der älteste Oberleutnant des Regiments, Bellschwitz, den Helm auf dem Kopfe auf und ab. Ein kleiner, untersetzter Herr. Er war verheiratet. Wabern hatte sich nie sonderlich mit ihm gestanden.

„Guten Abend, Bellschwitz, wollen Sie zu mir?" fragte der Adjutant.

„Ich warte hier auf Sie schon eine geschlagene Stunde."

„Aber warum bemühen Sie sich nicht in meine Wohnung?"

„Ich hielt es unter den obwaltenden Umständen nicht für angebracht, denn ich habe dienstlich mit Ihnen zu reden!"

Da setzte Wabern sein steinernes Gesicht auf. „Also wenn ich bitten darf!"

Wabern bot dem Kameraden gar nicht erst einen Stuhl an. Fest sah er ihm in die Augen.

„Es ist mir sehr peinlich. Aber nicht nur ich habe es kommen sehen, daß ich eines Tages mit Ihnen sprechen muß über Ihr Verhalten gegenüber der Gemahlin unseres Kommandeurs!"

„Ich bin der Ansicht, daß das die gnädige Frau und

der Kommandeur selbst zu regeln haben. Da muß ich aufs Entschiedenste jeden Eingriff von anderer Seite zurückweisen."

„Sie sind heute nachmittag von zwei Herren des Regiments beobachtet worden, wie Sie wiederholt der gnädigen Frau draußen auf dem Exerzierplatz die Hand geküßt haben in einer Art, wie sie sonst nur üblich ist unter Menschen, zwischen denen eine sehr tiefe Vertraulichkeit herrscht."

„Die zwei Herren, deren Namen mich übrigens durchaus nicht interessieren, müssen ziemlich weit entfernt gewesen sein. Denn wenn ich etwas Unrechtes hätte tun wollen, meinen Sie da nicht, ich hätte klüger getan, ein paar Schritte in den Wald hineinzureiten? Ich muß auf das Allerentschiedenste solche Unterstellungen zurückweisen. Außerdem wäre dann der einzig richtige Weg gewesen, erst einmal den Gatten der Dame aufzusuchen."

„Dazu ist immer noch Zeit. Ich fasse meine Entschlüsse als ältester Oberleutnant, an den sich die beiden Herren mit Fug und Recht dienstlich gewendet haben, aus eigener Verantwortung heraus und bin Ihnen nicht Rechenschaft darüber schuldig. Ich bin auch nicht gekommen, um Lärm zu schlagen, sondern um Sie eindringlichst zu warnen, Wabern. — Guten Abend!"

Eine kurze Verbeugung, und er war verschwunden.

Der Adjutant riß den Kragen seines Überrockes auf. Also so weit war es schon! Da hatte ihm das Schicksal mit dem Finger gedroht! Gott sei Dank, morgen ging es ins Manöver, und bis das vorüber war, hatte man den Kopf wieder klar.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Manöver waren in der Nähe der Garnison. Am ersten Morgen reckte sich der Oberstleutnant im

Sattel auf und sagte zu seinem Adjutanten: „Ich freue mich auf den Tag, an dem ich ein Detachement zu führen bekomme. Mein Gegner soll seinen Kram verstehen! Na, um so besser!“

Und als Hallboom zu seiner Verfügung vier Bataillone Infanterie, zwei Eskadronen, drei Batterien und eine Pionierkompanie hatte, da lernte Wabern das Staunen.

Die Lider halb über die Augen gesenkt wie immer, leise und doch scharf diktierte der Oberstleutnant den Ordonnanzoffizieren seine Befehle aus dem Kopfe, nur ab und zu warf er einen flüchtigen Blick auf die Karte.

Der Vormarsch wurde angetreten, Kavalleriepatrouillen kamen angefegt und brachten Meldungen. Ein Nicken, ein kurzer Befehl, die Pferde wurden herumgeworfen, kein Muskel zuckte in Hallbooms Gelehrtengesicht. Nur das Kinn war noch etwas weiter vorgerutscht. Und bald knatterte vorn das Infanteriefeuer. Die nächste Höhe nahm der Führer im Galopp mit seinem Stabe. Meldungen kamen, Befehle gingen an die Front, Wabern, zwei Ordonnanzoffiziere vom Regiment Hallbooms und ein Oberleutnant von den Ulanen jagten abwechselnd ihren Pferden die Sporen in den Leib.

Der Oberstleutnant war abgesessen, die Karte in der rechten, das Fernglas in der linken Hand stand er da, den Kopf vorgeneigt. Die Meldungen, daß der Feind mit starken Kräften eine Umgehung seines linken Flügels versuchte, schienen ihn nicht zu stören. Ruhig gab er der Infanterie, die vor ihm stand, zwei Bataillonen, den Befehl langsam zurückzugehen, während die Artillerie mit den feindlichen Geschützen den Kampf aufgenommen hatte. Je mehr der Feind versuchte,

ihn schon beim Aufmarsch über den Haufen zu rennen, um so besser.

Der Ulanenoberleutnant war mit einer Patrouille nach dem rechten Flügel geschickt worden. Eine Meldekarte nach der anderen sandte er, Wabern riß sie auf, las den Inhalt vor.

Ein kurzes Nicken Hallbooms. „Die letzten Reserven in die Schützenlinie! Gleich wird Luft,“ sagte er zu den Ordonnanzoffizieren.

Der breschte davon.

„Lieber Wabern, beobachten Sie den Waldrand rechts hinter dem Dorfe. Sobald Sie den Ulanenoffizier hierher reiten sehen — Meldung!“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!“

Der behielt jetzt die Uhr in der Hand.

Da knatterten vom rechten Flügel Schüsse.

„Der Ulanenoffizier!“ rief Wabern.

Hochaufgerichtet stand sein Kommandeur da, groß wurden die grauen Augen, eiserne Energie sprühte aus ihnen. Und nun jagten sich die Befehle.

„Wabern, die Batterie auf dem rechten Flügel Stellungswechsel nach vorn, nach der Kuppe da drüben. Schnellfeuer auf die feindliche Infanterie, die sich gegen unseren Umgehungsversuch wehrt. Die Eskadron, die als Geschützdeckung dort steht, soll vorgehen!“

Mit den beiden Ordonnanzoffizieren galoppierte er dem Ulan entgegen.

„Schon gut — mitkommen!“ rief er ihm zu, als dieser sich melden wollte.

Der Gegner warf Hallbooms Truppen zwar in der Front, aber bevor er den Sieg ausnützen konnte, war der linke feindliche Flügel zerfetzt. „Vorwärts — vorwärts!“ rief Hallboom.

Eine halbe Stunde später war der Feind zurückgeschlagen.

„Das Ganze halt!“ blies es von dem Hügel, auf dem die Oberleitung hielt. Nach und nach verstummte das Feuer.

Lächelnd strich Hallboom seinem Goldfuchs über die Mähne und sagte zu seinen Ordonnanzoffizieren: „Der Herr Oberst da drüben hat mir eine schwere Nuß zu knacken gegeben. Nun, Manöver ist und bleibt Stückwerk, meine Herren — das wissen wir ja!“

Der Divisionskommandeur hielt die Kritik ab. Hallboom bekam viel Schmeichelhaftes zu hören, aber auch dem Gegner wurde er gerecht.

Gerade als sich der Oberstleutnant und Wabern auf der Landstraße aus den Sätteln schwangen, kam die junge Kommandeuse angefahren. Sie kutschierte selbst, warf dem Kutscher die Zügel zu, sprang vom Wagen und fiel ihrem Mann um den Hals.

„Ich gratuliere! Ich gratuliere! — Nein, Manni, was bist du für ein Mordskerl! Alle, die mir begegneten, sangen dein Loblied!“

Die Küsse hagelten nur so auf seinen Mund, seine Wangen.

Und der lange Adjutant stand daneben, steif wie eine Latte, die Hand am Helm, mit steinernem Gesicht, mit zusammengekniffenen Zähnen.

Hallboom war dieser Überschwang auf offener Landstraße peinlich. Er machte sich frei. „Aber Kind, ich bin ja ganz staubig!“

„Ach, was macht denn das! — Armer Kerl, mußt heute auf Stroh im Zelte schlafen!“ Und dann drehte sie sich um. „Guten Tag, Herr v. Wabern! Sie haben natürlich mitgeholfen — herzlich danke ich Ihnen!“

Sie schüttelte ihm kräftig die Hand.

Einer Antwort wurde er überhoben, denn die Offiziere der drei Batterien des Regiments, die im Biwak lagen, kamen eilends herbei, um ihre junge Kommandeuse zu begrüßen, ihren Glückwunsch anzubringen.

Lachend streckte sie einem nach dem anderen die Hand entgegen.

„Ja, ich hab' Glück! — Andere Regimentsdamen sind auch noch unterwegs. Und im Wagen liegen Wein, Arrak und Filetbeefsteaks. Die wollen wir jetzt über den Kochlöchern braten, selten soll es den Herren so gut geschmeckt haben. Ist schon alles zugeschnitten! — An die Arbeit, meine Herren! Sie werden hungrig sein!"

Zehn Minuten später hockte sie mit den Offizieren an den Kochlöchern. Ihr Mann stand hinter ihr und wurde von der allgemeinen Lustigkeit angesteckt.

„Roser, halten Sie nur getrost den Kochgeschirrdeckel mehr über das Feuer! Sie werden sich die Finger schon nicht verbrennen! Das wär' allerdings jammerschade, da wär's auf acht Tage vorbei mit dem Lautenschlagen!"

Man lachte und hänselte den blonden Luftikus.

Die junge Kommandeuse hatte ihr Näschen gehoben und schnupperte. „Oh, riecht das gut! Wem knurrt nur eigentlich nicht der Magen? Und sehen Sie nur, mit welcher Würde Herr v. Wabern die Bratkartoffeln umschaufelt."

Neues Gelächter.

Wabern war zusammengezuckt; dieses Gelächter hatte ihn wie ein Peitschenschlag getroffen.

„O je!" rief die Kommandeuse. „Nun hat er's krumm genommen! — Manni, schenke ihm ein Glas Wein ein und mir auch einen Tropfen, ich will den Versöhnungstrunk mit ihm bis zur Nagelprobe wagen!"

„Aber gnädigste Frau, wie käm' ich denn dazu, böse

zu sein? Ich bin nun einmal ein Mensch, der alles, was er tut, auch ernst auffaßt, selbst wenn ich Bratkartoffeln umschaufle!“

Da seufzte die junge Kommandeuse und mühte sich ab, dazu ein drolliges Gesicht zu machen. „Dann freilich, Herr v. Wabern, bekenn' ich mich als geschlagen!“

Der Oberstleutnant kam mit den beiden Gläsern an, reichte lächelnd das volle Wabern, das andere seiner Frau.

Wabern trat auf die junge Kommandeuse zu. „Also Nagelprobe, gnädige Frau!“

„Nagelprobe!“ rief sie lachend und stieß mit ihm an.

Als er das Glas zum Munde führte, sah er das spöttisch lächelnde Gesicht Rosers, und fünf Schritte vor sich durch den abziehenden Rauch aus den Kochlöchern den Major Ramschwert. Dessen blaue Augen saugten sich förmlich an seinem Gesicht fest. In den Augen lag eine Warnung, eine nicht zu verkennende Warnung.

Da kamen noch ein paar Offizierdamen, die endlich das Biwak gefunden hatten. Die Kommandeuse war immer noch in übermütiger Stimmung. Aber durch ihre Worte sprang ein nervöser Unterton.

„Das glaub' ich — das kann Ihnen recht sein! Die Arbeit ist vorbei, und für Sie wird der Tisch schon mitgedeckt!“

Wabern sah nach seinen und Hallbooms Pferden. Das Herz hämmerte ihm gegen die Rippen. Warum hatten ihn denn der Major und der freche Roser so angesehen? Durfte man denn seiner Kommandeuse nicht ein bißchen den Hof machen? Die anderen taten's doch auch! Wer gesehen hatte, wie sie vorhin ihrem Mann um den Hals flog — und der Major und Roser hatten es sicher gesehen —, dem mußte doch jeder alberne Ge-

danke auf der Stelle aus dem Kopf fallen! Und im übrigen, er war seiner sicher — ganz und gar!

Er kam erst an die lange Tafel, als die Erbsensuppe schon gegessen war, setzte sich ganz unten neben den Fähnrich hin.

Die Kommandeuse rief ihm zu: „Strafe müssen Sie zahlen, weil Sie zu spät gekommen sind, Wabern! — Herrschaften, wie nehmen wir ihn in Strafe?"

Roser rief: „Er muß singen, gnädige Frau!"

Da brach schon wieder das Gelächter los, das ihm heute so auf die Nerven ging.

Als es sich gelegt hatte, fragte einer: „Ja, wer hat denn Wabern jemals singen hören?"

Wieder wurde gelacht.

Wabern aber sagte schneidend scharf: „Oh, das kann ich auch. Ob es Ihnen aber liebreich in die Ohren klingen wird, Roser, bezweifle ich stark!"

Also — es war genug für heute. Alle fühlten das. Das Gespräch wurde ernster.

Gleich nach dem Essen verabschiedeten sich die Damen. Sie hatten noch zwanzig Kilometer nach Hause zu fahren.

Die Augen der Kommandeuse suchten Wabern. Sie fanden ihn nicht. Da schob sie ihren Arm schnell unter den der kleinen, kränklichen Frau Major Ramschwert. Ihr Mann hatte vier Dienstjahre mehr als sein Kommandeur, ein biederer, gerader Mensch, kein Kirchenlicht, der wohl gebrummt hatte, als Hallboom ihm „vor die Nase gesetzt" worden war, wie er sich ausgedrückt hatte. Aber so ging es nun einmal im Leben. Der eine klettert die Leiter schneller hinauf als der andere — und wer da nicht vorsichtig ist, dem wird auf die Hände getreten.

„Nicht wahr, Sie fahren mit mir? Denn erstens

sind meine Rappen viel schneller als die Krümpergäule, und zweitens hat mein Selbstfahrer ein Verdeck, das wir hochschlagen können. Warum soll uns der Wind in den Rücken blasen, kühl werden die Herbstabende sowieso!“

Die kleine, kränkliche Frau nahm dankend an.

Der Kutscher ließ die Rappen tüchtig ausgreifen. In die Ecken gedrückt, fuhren die beiden Damen in die Nacht hinaus. Jede war mit ihren Gedanken beschäftigt. Frau Ramschwert machte sich Sorgen um ihren Mann — um die Zukunft. Krankheit verschlang so furchtbar viel Geld. Hoffentlich bekam er noch ein Regiment. Da war wenigstens später eine Pension vorhanden, von der man leben konnte.

Die junge Kommandeuse hatte auch Falten auf der Stirn. Was war nur mit einem Male in Wabern gefahren? Launisch hatte sie ihn noch nie gesehen, dienstlichen Ärger konnte er nicht gehabt haben, denn mit ihrem Manne war doch ein gutes Auskommen. Der hatte sich immer völlig in der Gewalt, dieser Höhenmensch. Natürlich hatte er ausgezeichnet heute geführt — das war ja so selbstverständlich. Sie hatte sich ehrlich gefreut, daß er so gut abgeschnitten, aber viel Aufhebens darum zu machen, war nicht nötig. Der sprang weiter über seine Vorderleute, wenn er gesund blieb.

Aber der Wabern! Der Wabern!

Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu ihm zurück. Himmel, was hatte der für ein Gesicht gemacht, als ihn der lustige Roser gehänselt hatte. Der war doch noch das reine Kind! Da lacht man eben mit!

Die kleine Frau Ramschwert reckte sich aus ihrer Ecke auf. „Nehmen Sie mir ein offenes Wort übel?“

„Aber nein! Wie käm' ich denn dazu?“

„Man — man wundert sich, daß Sie Wabern so auszeichnen!“

Ängstlich hatte es die kleine Frau gesagt.

Die veilchenblauen Augen in der anderen Ecke wurden groß. Daß über sie geklatscht wurde, wußte sie ja. „Ich soll den Wabern besonders auszeichnen? Ist mir nicht im Traume eingefallen. Er ist doch der Adjutant meines Mannes, da kommt er natürlich häufiger zu uns und bleibt dann und wann ein Stündchen. Sie werden es ganz gewiß auch so machen mit dem Abteilungsadjutanten Ihres Herrn Gemahls!“

„Ja, ja — freilich! Das heißt, nehmen Sie es mir, bitte, nicht übel, so lustig geht es bei uns natürlich nicht zu!“

Da haschte die junge Kommandeuse nach der Hand der Frau Ramschwert. „Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir. Und ich kenne meine Fehler. Bin nun einmal jung und lebenslustig. Es steckt solche Unruhe in mir, die muß ich irgendwie hinaustoben! Aber mir ist nie zum Bewußtsein gekommen, daß ich zu weit gegangen bin, ich kann's auch nicht glauben, sonst hätte mir mein Mann schon Vorstellungen gemacht!“

Sie wunderte sich selbst, wie ruhig sie das sagte.

„Wir leben in einer immerhin kleinen Stadt. Da sieht jeder dem anderen in den Suppentopf. Und spricht viel von der neuen Kommandeuse, besonders, wenn sie so jung und so schön ist wie Sie, liebe Frau Hallboom!“

„Ich geb's ja zu, für Wabern habe ich ein bißchen mehr übrig, als für die anderen. Aber das ist doch kein Verbrechen! Er ist der Adjutant meines Mannes, auch nicht mehr ganz jung, gilt, so weit es mir bekannt ist, als ein sehr gediegener Mann und —“

„Das ist eben das Schlimme!“

„Daß er ein gediegener Mann ist?"

„Ja — gerade das! Der fühlt sich wohl in Ihrer Nähe, taut auf, wird auch lustig — und eines Tages entdeckt er, daß er Sie rasend liebhat! Und was dann? Schlagen die Wellen über so einen zusammen, dann kommt das Ende! Es kommt recht oft im Leben vor!"

Da klopfte ihr doch das Herz bis zum Hals hinauf. „Um Gottes willen! Sie haben doch keine Vermutung, daß er mich etwa — liebt?!"

„Vermutung? Ja, wer will die haben! So etwas kommt ganz plötzlich! Und dann ist's meist zu spät!"

„Sie reden ja, als ob Sie so einen Fall kennten!"

„Vielleicht!"

Dem Gespräch mußte ein Ende gemacht werden. „Also ich danke Ihnen von ganzem Herzen, liebe Frau Ramschwert. Sie werden sich sicher irren. Aber von jetzt an werde ich acht geben auf ihn — und auch auf mich! Die Klatscherei muß aufhören!"

„Dann ist ja alles gut!"

Stumm legten die beiden die weitere Fahrt zurück. Als aber die junge Kommandeuse Frau Ramschwert vor ihrer Wohnung absetzte, küßte sie sie herzhaft ab.

Die nickte nur, ein müdes Lächeln um die welken Lippen.

Zu Hause fand die junge Kommandeuse keine Ruhe. Stundenlang ging sie im Zimmer auf und ab. Was die Klatschbasen sich zuraunten, war ihr gleichgültig, aber die gute Frau Ramschwert hatte da eine Saite in ihrem Herzen zum Springen gebracht, die bisher noch nie getönt hatte. Wabern sah sie mit einem Male mit ganz anderen Augen an. Und seine Zurückhaltung, sein Ärger — er hatte dabei gestanden, wie sie ihren Mann so stürmisch abgeküßt hatte. War das der Grund? Da blieb sie stehen. War das etwa schon der Augenblick,

in dem „die Wellen über ihn zusammengeschlagen waren“. Das wär’ ja entsetzlich! Da mußte Vorsorge getroffen werden. Ja, aber wie? Sie konnte doch den Verkehr nicht mit ihm abbrechen. Ihr Mann hätte das gar nicht zugegeben — und die Klatschbasen hätten erst recht die Mäuler aufgerissen!

Wabern — Wabern! Der Atem ging ihr immer schwerer, ihr war’s, als griffe eine eiserne Hand nach ihrem Herzen, drückte es zusammen. Bleich wurde ihr Gesicht, die Nerven zuckten wild auf der Stirn hin und her.

Jene kleine, vergrämte, kränkliche Frau hatte recht. Plötzlich konnte es bitterernst werden, die Wellen konnten über ihnen beiden zusammenschlagen.

Nein, nein, nein — das durfte nicht sein! Gott auf den Knien mußte sie doch stündlich danken für ihren Mann. Wer hatte es denn so gut wie sie? Und vollkommen war die Welt nun einmal nicht!

Aber nun Ruhe im Kopfe! Erst in zehn Tagen kam das Regiment aus dem Manöver zurück, und bis dahin war tot, ganz tot, was sich unter den Worten der Frau Ramschwert zum ersten Male ganz schwach zu regen unterstanden hatte. Jawohl. Und die stumme Huldigung, damals am Waldrande? Die war die Grenze gewesen, die alleräußerste. So etwas durfte nie wieder vorkommen!

— — — — — — — — — — — — — —

Der Oberstleutnant Hallboom hatte in den nächsten Tagen oft Gelegenheit, sich über seinen Adjutanten zu wundern. Bleich, mit gefurchter Stirn, saß er zu Pferde, und wenn ihm der kleine Roser über den Weg lief, sah er dem mit sprühenden Augen nach. Selbst das bemerkte der Menschenkenner unter seinen halb herabgelassenen Augenlidern. Nun, das würde sich schon

wieder geben. Eines Tages band sich Wabern den Lautenschläger ordentlich vor — und dann war wieder alles im gewohnten Geleise. Aber es wunderte Hallboom doch, daß Wabern so nachtragend war, das hatte er nicht von ihm erwartet. Nun, das war eine Privatangelegenheit, seinen Dienst versah sein Adjutant mit der alten Pflichttreue.

Nach der Kritik des letzten Manövertages sagte der Oberstleutnant: „Was meinen Sie, Wabern, die dreißig Kilometer reiten wir gleich nach Hause. Die Batterien kehren ja morgen einzeln in die Garnison zurück!“

„Wie der Herr Oberstleutnant befehlen!“

Der ärgerte sich einen Augenblick über die bissig gegebene Antwort. Und dann sagte er sich: Ich werde auf dem Heimritt ein bißchen mehr reden, als es sonst meine Angewohnheit ist, vielleicht höre ich 'raus, wo ihn der Schuh drückt.

„Was haben Sie eigentlich? Sie sind so ganz anders als sonst, schon eine ganze Zeit!“

Da legte der Adjutant die Hand an die Mütze und sagte: „Herr Oberstleutnant, ich hatte die Absicht, mich für das Examen auf Kriegsakademie vorzubereiten und bin jetzt zu dem festen Entschluß gekommen.“

„Das freut mich. Ich habe Ihnen doch immer zugeredet. Manchen guten Wink kann ich Ihnen geben. Wir werden zusammen taktische Aufgaben lösen. Für den, der Veranlagung dazu hat, ist das nicht gerade überwältigend schwer. Den Blick dafür muß man aber ausbilden, der Rest ist Technik, lieber Wabern — neben guten Nerven.“

„Meinen gehorsamsten Dank, Herr Oberstleutnant.“

Da schlug Hallboom die Augen voll auf, stemmte die Faust in die Hüfte und sah seinen Adjutanten scharf an. „Aber das kann doch nicht allein der Grund

sein, warum Sie in der letzten Zeit so finster daherreiten!"

„Ganz gewiß nicht, Herr Oberstleutnant. Aber da heißt es die Schlußfolgerung ziehen. Gehorsamst bitte ich um Ablösung von der Adjutantur, damit ich mehr Zeit habe."

Hallboom hielt seinen Goldfuchs an. „Erlauben Sie mal, Wabern, das ist doch eine Schlußfolgerung, die ich Ihnen nicht zugetraut hätte. In der Front haben Sie schwerlich mehr Zeit sich vorzubereiten. Nein, nein, da denke ich gar nicht dran! Aber tunlichst sollen Sie entlastet werden, dafür werde ich schon sorgen!" Und dann hielt er ihm herzlich die Hand hin. „Ich kenne mich doch aus in Ihnen! Sie denken, ich müßte da ein Opfer bringen, weil wir uns so gut zusammen eingearbeitet haben. Das ist nicht der Fall. Und wenn's so wäre, glauben Sie wirklich, ich bin ein so krasser Egoist? Wabern, Wabern — das fehlte gerade! Wir sind nun einmal drin, mitten in der Aussprache, Sie wissen auch, ich bin keiner, der das Herz auf der Zunge trägt, wenn ich Sie aber vorwärtsreißen könnte, es würde wahrhaftig eine ganz reine Freude für mich sein! Solche Leute wie Sie braucht Seine Majestät in den höheren Stellungen!"

Tief atmete Wabern auf. „Wenn Herr Oberstleutnant wirklich meinen, daß Adjutantur und Vorbereitung zur Kriegsakademie sich vereinigen läßt, dann — dann bin ich natürlich ganz beruhigt."

„Also! — Und nun steht Ihr Barometer hoffentlich wieder auf ‚beständig', lieber Wabern!"

— — — — — — — — — — — — — —

Die Kommandeuse fiel ihrem Mann um den Hals, als er unerwartet die Wohnung betrat. Der sah gar nicht, daß sie bleicher war als sonst, ihre Liebkosungen

nahm er mit lächelnder Gelassenheit hin. Das war ja das Herzige an ihr, daß sie nie den Mund verzog, wenn er in seinem Zimmer angestrengt zu arbeiten hatte. Sobald er sich sehen ließ, lag Sonnenschein auf ihrem Gesicht. Und das blieb doch die Hauptsache. Daß sie ab und zu nervös war, fand er nur zu begreiflich. Dann hatte ihr Lachen etwas Schrilles, und ihre Lustigkeit schäumte besonders hoch auf. Ja, sein tapferes Frauchen! Die wollte sich nichts merken lassen, wie sie unter dem versagten Kindersegen litt. Dann ließ er mit sich machen, was sie wollte, lachte mit der Jugend über harmlos tolle Streiche, denen ein Mann wie er sonst wirklich keinen Geschmack abgewinnen konnte. Der Ausgleich kam schon.

„So groß ist die Freude?" fragte er und strich mit seinem nachsichtigen Lächeln über das kastanienbraune Haar.

„Ja, Manni — ja!"

Ganz fest drückte sie sich an ihn.

Und er, der Menschenkenner, merkte nicht, wie es die Angst war, die sein Weib an ihn sich festzuklammern antrieb. —

Für Regimentskommandeure ist der Dienst nach dem Manöver der bequemste im ganzen Jahre. Da hatte der Oberstleutnant Muße, sich seiner Arbeit über den Balkankrieg fast ausschließlich zu widmen. Über den strategischen Aufmarsch der Bulgaren, dieses kernige Volk, das schließlich von seinen Verbündeten überwunden werden sollte, nachdem seine besten Kräfte auf den Schlachtfeldern verblutet waren, wollte er eine besondere Abhandlung als Beiheft zum Militärwochenblatt erscheinen lassen. Da hieß es Quellen studieren, Stöße von Büchern waren durchzuarbeiten, Kartenmaterial mußte verschrieben werden, jede Woche kamen von seinem Buchhändler gewichtige Pakete an.

Da war es dem Manne mit der unbändigen Arbeitswut eine Erholung, wenn er mit Wabern taktische und strategische Aufgaben durchsprechen konnte. Immer freilich war er nicht mit ihm zufrieden. Wenn er oft brütend dasaß, die Lippen zusammengepreßt, die Augen geradezu böse auf die Karte gerichtet, dann kam seinem Lehrer das Gefühl: ich habe ihn geistig doch überschätzt. Bis er eines Tages mit einer Großzügigkeit eine Aufgabe löste, die das helle Erstaunen Hallbooms herausforderte.

Gerade das, was Wabern hatte vermeiden wollen, öfters mit der jungen Kommandeuse zusammenzutreffen, trat ein. Was sollte er denn machen, wenn ihm der Oberstleutnant die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Natürlich essen Sie mit uns zu Abend! Kommen Sie nur!"

Und was Hallboom anscheinend nicht sah, Wabern sah es. Die junge Frau war blaß und spitz geworden, die nervöse Unruhe in ihr hatte zugenommen. Mochte sie sich noch so krampfhaft bemühen, lustig zu sein, er merkte doch, daß seine Nähe verwirrend auf sie wirkte. Am deutlichsten kam es zum Ausdruck, wenn noch mehr Gäste da waren. Einige Male hatte sogar ihr Mann sie erstaunt angesehen. Wabern kannte sich gut in ihr aus. Das war kein Wunder. Fühlte er doch selbst, wie bei ihrem Übermut sein Herz den Schlag beschleunigte. Und trotzdem kam dann eine süße Lässigkeit über ihn! Über ihn, den — Ehrenmann!

Es durfte nicht so weiter gehen. Sonst brach plötzlich ein Strahl aus seinen Augen — vielleicht auch aus ihren!

Kam er dann nach Hause, so schickte er seinen Burschen noch nach Bier. Zwei, drei Liter trank er dann, Bettschwere mußte er haben! Und doch wie ekelhaft

war es, wenn die Gedanken fast Karussell fuhren. Nun, sie taten's auch so! Und besser war's wohl immerhin noch, man schlug die Gedanken mit Bier tot, anstatt mit Veronal oder ähnlichem Teufelszeug. Freilich, dann rauchte manchmal am Morgen der Kopf. Da sprang man eben immer noch ins eisig kalte Wasser — und ein halbrohes Pferd hatte man ja auch noch im Stall!

Und der kleine Roser sah ihn immer sonderbarer aus den Augenwinkeln an. Warum verschrieb sich gerade den die junge Kommandeuse so oft in der letzten Zeit? Der Major Ramschwert aber machte ein ganz bärbeißiges Gesicht, wenn er ihm einmal über den Weg lief. Früher hatte der ihn immer freundlich begrüßt, die Hand gedrückt und ein paar Worte mit ihm gesprochen. Er hatte ja als junger Leutnant zwei Jahre bei dessen Batterie gestanden.

Also — da braute sich doch noch ein Gewitter zusammen. Ganz plötzlich konnte der Blitz einschlagen. War er dann fähig, seinem Kommandeur, der es so gut mit ihm meinte, gerade ins Gesicht zu sehen.

Noch?

O ja, wenn nämlich gleich darauf ein ehrliches Bekennen folgte. Und den Hieb durfte er diesem Manne nicht versetzen. Der glaubte an seine Frau felsenfest. Dem durfte das Vertrauen nicht erschüttert werden.

Und seine Frau?

Kein Blick war gefallen, kein Wort war gesagt!

Und doch! Und doch!

Wenn er ein Schuft war, dann —

Er wurde nicht zum Schuft — nein und tausendmal nein!

Wie aber zwang man das Verhängnis? Das Verhängnis! —

Am nächsten Tag war Liebesmahl im Kasino. Zwei Offiziere waren neu ins Regiment versetzt.

Die Musik war nach Hause geschickt worden. Trinkend und rauchend saß man noch im Kasino zusammen. An ein paar Tischen wurde Skat gespielt. Roser hatte einen Schwips. Und der machte ihm Mut. Wabern hatte ihn in der letzten Zeit hochgenommen. Ein Regimentsadjutant hat dazu öfters Gelegenheit. Wenn er die Pulverwache weit draußen auf dem Exerzierplatz zu revidieren hatte, stand auf dem Geheimzettel immer die allerverrückteste Zeit — nachts drei Uhr! Alle vierzehn Tage kam das ungefähr vor. Da sollte einen nicht die Wut packen! Was sollte er in dem Neste bis um zwei anfangen? Und bis er wieder nach Hause kam, wurde es vier. Und um sechs ging die Rekrutenbimserei los.

Also nun auch dem Wabern eins ausgewischt! Und wenn der Oberstleutnant darob ein langes Gesicht machte, tat man womöglich noch ein gutes Werk! Na ja, er hatte ja ziemlich viel Rotwein, nicht von der schlechtesten Sorte, und so ungefähr zwei Flaschen Sekt, neben einem Kognak und etlichen Glas Bier in sich. Und eine Ordonnanz war „auf vielseitiges Drängen" auch schon nach seiner Wohnung geschickt worden, um die Laute zu holen. Unter Hurrarufen brachten sie zwei Kameraden gerade an, die auch schon ein bißchen tief ins Glas gesehen hatten.

„Los, Roser, los — was recht Ergreifendes!"

„Sollt ihr haben! — Wenn der Herr Oberstleutnant gestatten?"

Der war, sein nachsichtiges Lächeln um die Lippen, herangetreten. „Aber bitte — nicht zu laut!"

Etwas breitbeinig ging Roser in dem geräumigen Zimmer auf und ab — stimmte dabei seine Laute. Die gelben und roten Seidenbänder an ihr flatterten und

knisterten bei jedem Schritte. Und dann blieb er vor Wabern stehen, der mit einem Hauptmann eine dienstliche Angelegenheit besprach. Roser zwinkerte mit den Augen, faßte die Laute fester.

„Herrschaften, eine Ballade von Börries v. Münchhausen! Wirklich was sehr Ergreifendes! Und wem etwa die Tränen in die Augen steigen sollten, der braucht sich ihrer nicht zu schämen. Es wäre nur ein Zeichen von einem sehr empfindsamen Herzen! Das wir natürlich alle haben — versteht sich!“

Ein kurzes Vorspiel begann, dann sang Roser mit seinem hellen Tenor:

„Ich bin der Page von Hochburgund
Und trage der Königin Schleppe —“

Auf den Fußspitzen trat man näher heran, selbst die eifrigsten Kartenspieler drehten die Stühle dem Bruder Leichtsinn zu. Ein paar Offiziere stießen sich mit den Ellbogen an, manches Gesicht wurde länger. Wenn das nur gut auslief! Wer hier der „Page von Hochburgund“ sein sollte, das begriffen so ziemlich alle.

Eine Spitze nach der anderen kam. Endlich näherte sich die Ballade ihrem Ende. Leiser griff Roser in die Saiten.

„Da schweigt mein Mund, weil er schweigen muß —
Von einer Königin Küsse!“

Wabern hatte sofort gemerkt, daß der Singsang auf ihn gemünzt war. Also so weit war es schon! Warum riß keiner Roser die Laute aus der Hand? Nun, das wäre ja das Allerdümmste gewesen!

Nur Haltung! Haltung! Mit ruhigen Augen alle angesehen, die um ihn herumstanden!

Keiner sah ihn an, alle an ihm vorbei.

Doch — einer!

Da hinten an der Tür der Major Ramschwert. Fest sah der ihn an. Die braunen Haare, durch die sich schon Silberfäden zogen, trug er hochgekämmt, der volle Bart lag breitgezogen auf den dicken Backen. Die blauen Augen schienen zu sagen: Bist du noch ein Ehrenmann?

Und der Oberstleutnant, sein Lächeln um die Lippen, wippte mit den Fußspitzen, schlug auf dem Rücken die Hände zusammen und reckte die breite Brust heraus.

Da kam Roser zu Ende. Der Bruder Leichtsinn verbeugte sich vor seinem Kommandeur. Und als der Beifall nicht gleich einsetzte, klatschte der Major Ramschwert in die Hände und rief: „Bravo — Bravo!"

Da fielen schleunigst die anderen ein. Wabern erhob sich mit einem tiefen Atemzuge. Der gute Ramschwert hatte die Situation gerettet, das würde er ihm nie vergessen.

Der Kommandeur nickte Roser freundlich zu. Nicht der Schatten eines Verdachtes konnte in ihm aufgestiegen sein. „Das war ja wunderhübsch!" sagte er. „Es freut mich, daß Sie Ihre Gabe weiter ausbilden."

Das leichtsinnige Huhn stach der Hafer. „Herr Oberstleutnant, dazu gibt mir Wabern genug Veranlassung!"

Aller Herzen standen still. Was kam nun?

Lachend fuhr Roser fort: „Wenn ich nämlich die Pulverwache zu revidieren habe — ich bin da auf drei Uhr nachts fest abonniert — bekomme ich's immer mit der Angst zu tun. Da fange ich an zu singen, wie die kleinen Kinderchen im Dustern! Das heißt — bis ich auf dreihundert Meter an den Posten heran bin, dann werde ich wieder zum Mann!"

So drollig hatte er es gesagt, dabei etwas arg unsicher auf den Beinen gestanden, daß ein lautes Ge-

lächter ausbrach, und in das stimmte der Kommandeur herzhaft mit ein.

„Den Revisionszettel werde ich die nächsten Male als Belohnung für Ihre Leistung selbst schreiben, bei dem feuchten Wetter könnten Sie sich sonst Ihre Stimme verderben! Sind Sie nun zufrieden?"

„Aber sehr, Herr Oberstleutnant — meinen gehorsamsten Dank!"

Und weil die Stimmung anfing — nach der Spannung — ein bißchen sehr ausgelassen zu werden, empfahl sich der Kommandeur. Die älteren Offiziere folgten ihm.

Man fing an, Wabern zu hänseln wegen des „Abonnements", da lachte er, drohte Roser mit dem Finger und suchte sich einen Skat zusammen, denn jetzt die jungen Dächse ganz allein zu lassen, hielt er nicht für angebracht.

Und was er morgen zu tun hatte, das wußte er.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Oberstleutnant saß im Regimentsgeschäftszimmer am Schreibtisch und ließ sich von seinem Adjutanten Vortrag halten über die Eingänge. Fragen wurden gestellt, Befehle gegeben.

Als das erledigt war, reckte sich Wabern hoch auf, sah mit ernstem Gesicht herunter auf seinen im Sessel vorgebeugt sitzenden Kommandeur und sagte: „Herr Oberstleutnant, darf ich gehorsamst eine persönliche Bitte vortragen!"

Hallboom winkte lachend mit der Hand ab. „Ach, gestern abend wegen Roser — ich weiß schon! Nehmen Sie das doch nicht tragisch! Dem schadet es gar nichts, wenn er dann und wann ordentlich auf den Trab gebracht wird. Ich wollte nur gestern abend die Stimmung nicht umschlagen lassen, denn ich hab's schon erlebt, daß bei einem Liebesmahl aus einer gelinden

Hänselei beinahe ein gehöriger Krach wurde. Lieber mal ein bißchen vorbeugen. Und daß der junge Herr sich nicht aufs hohe Pferd setzt nach dem gelinden Zugeständnis, dafür lassen Sie mich nur sorgen!“

Wabern kniff die Lippen zusammen, die dicke Wulst lag wieder auf seiner Stirn. Herrgott, machte ihm sein Kommandeur das Reden schwer. „Das hat mich wirklich nicht sonderlich berührt. Ich trage mich mit viel schwerwiegenderen Gedanken. Gehorsamst bitte ich, mit möglichster Beschleunigung meine Versetzung zur Schutztruppe beantragen zu wollen.“

Da sprang der Kommandeur auf. „Wabern, Sie haben wohl schlecht geschlafen?“

„Gar nicht, Herr Oberstleutnant! Ich habe aber die Absicht schon länger. Die letzten Zweifel schwanden mir, als gestern abend Roser seine Ballade sang. Die war nämlich auf mich gemünzt!“

Das Verstehen kam. Scharf sah der Kommandeur seinem Adjutanten ins Gesicht — eine halbe Minute lang.

Der hielt den Blick aus.

Hallboom senkte den Kopf, schlug die Hände auf dem Rücken zusammen, sagte: „Ach so — ach so!“ und ging im Zimmer auf und ab.

Wabern stand da mit zusammengepreßten Lippen. Daß er diesem Edelmenschen, der es immer gut mit ihm gemeint hatte, so weh tun mußte! Aber es war die allerhöchste Zeit, daß er den Mund auftat.

Endlich blieb der Kommandeur vor ihm stehen. „Sie haben ja das orientalische Seminar noch gar nicht besucht! Eine Versetzung nach den Reichslanden oder nach Ostpreußen würde wohl auch genügen?“

Wunderbar war's, wie Hallboom sich in der Gewalt hatte.

„Nein! Ich muß mir den Wind tüchtig um die Ohren wehen lassen, und bei den Beziehungen, die der Herr Oberstleutnant haben, wäre wohl eine Ausnahme von der Regel durchzusetzen.“

„Kommen Sie in zehn Minuten wieder, Wabern!“

Die Sporen klirrten, eine Verbeugung, der lange Adjutant ging.

Den Kopf in beide Hände gestützt, setzte sich Hallboom an seinen Schreibtisch. Nicht die Schuld bei anderen suchen, sondern zunächst bei sich! In seiner Arbeitswut hatte er das Nächstliegende übersehen! Da fiel es ihm mit einem Male ein, daß seine junge Frau in der letzten Zeit nicht gut aussah. Er hatte sich keine Gedanken darüber gemacht. Sein Fehler war es ganz allein! Warum hatte er sich nicht mehr um sie gekümmert! So war's ja immer: den, den's am meisten anging, der erfuhr solche Dinge zu allerletzt. Was sich wahrscheinlich die Spatzen schon längst von allen Dächern der Stadt zupfiffen, mußte ihm der erst sagen, der —

Ah nein, Wabern war kein Lump, und seine Frau, die wehrte sich, wie sich Wabern wehrte!

Also die Trennung herbeigeführt mit ruhiger Hand und mit Würde. Wenn er in Berlin an die richtigen Türen anklopfte, erreichte er schon, um was sein Adjutant gebeten hatte.

Und als der nach zehn Minuten wieder eintrat, sah ihn Hallboom noch einmal mit großen Augen an.

Nein, es war nichts geschehen, was ihm den Revolver in die Hand gezwungen hätte!

„Die — Lösung wird in aller Ruhe vor sich gehen. Und ich habe Ihnen zu danken, Wabern. Morgen früh fahre ich nach Berlin.“

Eine stumme Verbeugung. Der Adjutant verließ das Zimmer. — — —

Als der Oberstleutnant nach Hause kam, saß seine Frau am Fenster, müde und bleich. Es wurde ihr schwer, die Augen von der Straße loszureißen.

Sein Herz krampfte sich zusammen. Der Weg vom Regimentsgeschäftszimmer nach seiner Wohnung führte Wabern hier vorbei — täglich um diese Zeit.

„Schon da, Manni?"

Sie hielt ihm die Hand hin, sah aber an ihm vorbei.

Er blieb ganz ruhig. „Ich bin etwas früher gekommen, um dich zu fragen, ob du morgen auf ein paar Tage mit nach Berlin fahren willst. Ich habe dort zu tun!"

„Wenn ich dich nicht störe — gern."

Wie matt das klang! Früher wäre sie ihm stürmisch um den Hals geflogen.

„Also gut! Richte dich auf drei, vier Tage ein. — Übrigens siehst du elend aus! Ich habe dich ein bißchen vernachlässigt, stak zu sehr in der Arbeit. Das soll nun anders werden. Auch Spazierenreiten werde ich täglich mit dir, wenn es das Wetter zuläßt."

Wie geistesabwesend fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn. „Ja, ich fühle mich auch nicht recht wohl in der letzten Zeit, mein Kopf tut mir weh, und dann lastet so eine Lähmung auf mir, eine Lähmung —"

Weiter durfte die Aussprache jetzt nicht gehen. „Du mußt 'raus! Ein gutes Theater sehen, eine Oper hören, und einen Abend gehen wir in eine Posse, damit du dich tüchtig auslachen kannst. Schließlich kommt's ja nicht drauf an, ob wir zwei Tage länger bleiben!"

Da erhob sie sich endlich von ihrem Sitz am Fenster. „Vielleicht hast du recht! Hoffentlich muntert mich der Großstadttrubel auf! Ich weiß gar nicht, was mir ist."

Er sah es, wie sie plötzlich zusammenzuckte.

„Ich werde nach dem Essen sehen,“ fuhr sie fort und ging.

Auf dem Korridor lehnte sie sich gegen die Wand, ihre Knie zitterten. Nun fing auch noch die Lügerei an. Aber sie konnte ihrem Manne jetzt nicht sagen: Du, ich wehre mich mit allen Kräften. Wenn du mir aber nicht hilfst, dann breche ich zusammen!

Aber er wollte sich ja nun mehr um sie kümmern, mit ihr spazierenreiten — und dann kam hoffentlich der Tag, an dem sie ihm sagen konnte: Hilf mir, ich fürchte mich vor Wabern! Aber tu ihm nichts, denn der kämpft ja auch gegen das Verhängnis!

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Woche später war der Kommandeur aus Berlin zurück. Er sagte zu Wabern: „Es war ein schweres Stück Arbeit, aber ich hab's erreicht! Sie werden der Schutztruppe in Kamerun zugeteilt. Nehmen Sie jetzt Urlaub und sagen Sie Ihren beiden Schwestern Lebewohl. Und dann kommen Sie wieder und tun Ihren Dienst, bis Ihre Kommandierung bekannt gegeben wird.“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant, das scheint mir auch die beste Lösung!“ —

Und als Wabern auf Urlaub gefahren war, sprach Hallboom mit seiner Frau. Ruhig und ernst. Erst zuckten nur die Nerven auf ihrem Gesicht hin und her, endlich kamen die Tränen. Die mochten erst reichlich fließen. Dann redete er von seiner eigenen Schuld. Die wollte sie nicht gelten lassen. Und schließlich klammerte sie sich an seinen Hals und weinte sich vollends aus an seiner Brust.

— — — — — — — — — — — — — —

Wabern kam zurück, tat wieder seinen Dienst, zweimal ritt er auch mit dem Ehepaar spazieren.

Als ihn die junge Kommandeuse wieder sah, streckte sie ihm die Hand entgegen und sagte zu ihm: „Schade, daß wir Sie bald verlieren werden, Herr v. Wabern!“

Der verbeugte sich stumm.

Bald wußte selbst der leichtsinnige Roser, daß es jetzt für das gesamte Offizierkorps hieß: die Hände halten über unseren Kommandeur und seine junge Frau — und auch über den langen Adjutanten. Wenn einer wagen sollte, auch nur die Mundwinkel zu verziehen, so standen sie alle, die hier den schwarzen Samtkragen trugen und die Schärpe um den Leib, wie ein Mann vor den dreien.

Eines Abends ließ sich der Major Ramschwert bei Wabern melden. Er klopfte seinem ehemaligen Batterieleutnant erst stumm auf die Schulter und sagte dann: „Meine Frau läßt Sie bitten, wie früher so oft, heute bei uns als einziger Gast das Abendbrot einzunehmen.“

Da schoß Wabern das Wasser in die Augen. Ein dankbarer Händedruck und dann ging er gleich mit. —

Acht Tage später stand die Versetzung Waberns zur Schutztruppe nach Kamerun im Militärwochenblatt.

Der Oberstleutnant Hallboom setzte für den nächsten Mittag eine Offiziersbesprechung an.

Nach Erledigung einiger dienstlichen Angelegenheiten sagte er: „Bei einem der Regimenter, in denen ich gestanden habe, war die schöne Sitte, an den Abschiedsessen, die scheidenden Kameraden gegeben wurden, auch die Damen zu ersuchen, teilzunehmen. Meine Herren, wie denken Sie darüber?“

Sporen klirrten, alle verneigten sich zustimmend.

„Also gut! Ich darf wohl die verheirateten Herren bitten, Ihre Damen mitzubringen. Und da Wabern schon morgen mit dem Neunuhrzug abends nach Berlin

fahren will, setzen wir das Liebesmahl am besten auf sechs Uhr fest! — Ich danke den Herren!" —

Zwischen der jungen Kommandeuse und der Frau Major Ramschwert saß Wabern, bereits in Schutztruppenuniform, in der Mitte der Tafel. Ihm gegenüber hatte der Oberstleutnant Platz genommen. In klugen, würdigen Worten hatte Hallboom Wabern Glück auf den Weg gewünscht und dann ein Hoch auf ihn ausgebracht.

Alle stießen mit ihm an, als einer der letzten der leichtsinnige Roser. Dem zuckten die Mundwinkel.

Und dann hatte sich Wabern erhoben und mit kräftigen Worten dem Regiment und seinem ritterlichen Kommandeur gedankt.

Den Kaffee nahm man im Nebenzimmer ein. Plaudernd saß und stand man zusammen, um Wabern immer ein großer Kreis. Und manches Auge schielte verstohlen nach der jungen Kommandeuse.

Die hatte sich meisterhaft in der Gewalt. Recht blaß sah sie freilich aus, hatte aber für jeden ein paar liebenswürdige Worte und plauderte auffallend viel mit Frau Ramschwert.

Gegen halb neun erhob sich der Kommandeur. „Meine Herren — einen Augenblick, bitte! Es wird Zeit für Wabern! Ich begleite ihn zum Bahnhof, wer von den Herren kommt mit?"

Alle wollten natürlich mitgehen. Für die Damen wurden zur Heimfahrt Krümperwagen bereit gehalten.

Ruhig und ernst trat Wabern zuerst auf die junge Kommandeuse zu, um sich von ihr zu verabschieden. Tief beugte er sich über ihre Hand.

Laut und fest klangen ihre Abschiedsworte: „Ich wünsche Ihnen das Beste, was eine Offiziersfrau Ihnen

wünschen darf, Herr v. Wabern: Kampf und Sieg und eine glückliche Heimkehr!"

Wabern hob den Kopf, sah, vielleicht zum letzten Male, in die veilchenblauen, großen Augen und verbeugte sich dann vor Frau Ramschwert.

Die sagte nur: „Lieber Herr v. Wabern — lieber Herr v. Wabern!"

Weiter ging er mit ernstem Gesicht von einer Regimentsdame zur anderen, dann ließ er seine Augen noch einmal gleiten über das Zimmer, an dessen Wänden die Bilder aller Regimentskommandeure hingen. An der Schwelle drehte er sich noch einmal um, noch eine Verbeugung vor den Damen des Regiments, und dann drängten die Kameraden nach.

Zwischen dem Kommandeur und dem Major Ramschwert ging Wabern zum Bahnhof. Kalt und finster war die Nacht. Wie eine breite, schwarze Mauer schob sich das Offizierkorps auf dem Fahrdamm vor, hinunter zum Bahnhof. Ab und zu klirrte ein Säbel, ab und zu fiel ein halblautes Wort.

Fünf Minuten später fuhr der Zug ein. Noch ein kurzes Händeschütteln, nur der Kommandeur hielt Waberns Hand länger fest und sah ihm in die Augen.

Und diese Augen sagten: dich vergeß ich nicht — dich nicht!

Und dann schritt Wabern auf das Trittbrett, stand, die Hand am breitkrempigen Schutztruppenhut, am heruntergelassenen Fenster und sah herab auf die Kameraden.

Da reckte sich der Oberstleutnant auf, schneidend klang seine Stimme, so schneidend scharf, wie es nur die Ordonnanzoffiziere damals im Manöver gehört, und rief: „Meine Herren, drei Hurras für unseren Wabern!"

Drei Hurras wälzten sich durch die weite Bahnhofhalle. Die Leute auf dem Bahnsteig blieben stehen, Zugfenster rasselten herunter, Köpfe kamen zum Vorschein.

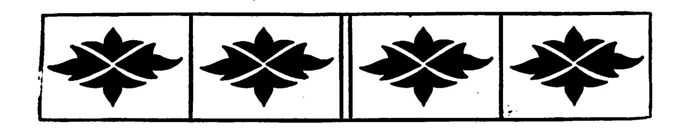
„Drei Hurras auf unser liebes, altes Regiment und seinen ritterlichen Kommandeur!" rief Wabern.

Mützen wurden geschwenkt, Schaffner schlugen die Türen zu, langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Stramm stand Wabern am Fenster, salutierend, bis der letzte Kamerad seinen Augen entschwand.

Ein echter deutscher Mann fuhr in die Nacht hinaus.





Neuere Brutapparate.

Von M. Elsner.

Mit 9 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Die künstliche Bebrütung zum Zweck einer Massenaufzucht von Nutzgeflügel hat für die modernen Kulturstaaten eine praktische Bedeutung erst seit ungefähr vierzig Jahren gewonnen. Das ist um so verwunderlicher, als man aus dem Beispiel der Chinesen und der alten Ägypter eigentlich schon vor Jahrhunderten hätte lernen können, wie zweckmäßig, lohnend und verhältnismäßig einfach ein solches Verfahren ist.

Wir sind über die Einrichtung der ägyptischen Bruthäuser aus Abbildungen und Beschreibungen ziemlich genau unterrichtet. Sie waren aus Ziegeln oder aus Lehm erbaut und enthielten zu beiden Seiten eines schmalen Ganges zahlreiche Kammern, in denen Tausende von Eiern gleichzeitig bebrütet werden konnten. Die dazu erforderliche Wärme wurde durch Verbrennung eines langsam glimmenden Gemenges von Dünger und Häcksel erzeugt und den Brutkammern durch oben angebrachte Öffnungen zugeleitet, während für die ebenso unerläßliche Lüftung durch einige Seitenlöcher gesorgt war.

Allerdings ist uns über die Art, wie die Eier während des Brutprozesses behandelt wurden, Zuverlässiges nicht überliefert worden. Wir wissen sogar, daß diese Methode von den Leuten, die sich mit der Geflügel-

aufzucht befaßten, als ein Geheimnis gehütet wurde; aber man kann ohne weiteres annehmen, daß man schon vor Jahrtausenden ungefähr dasselbe Verfahren beobachtet haben wird. Auch die Chinesen gehen bei der von ihnen seit Jahrtausenden in großem Umfange be-

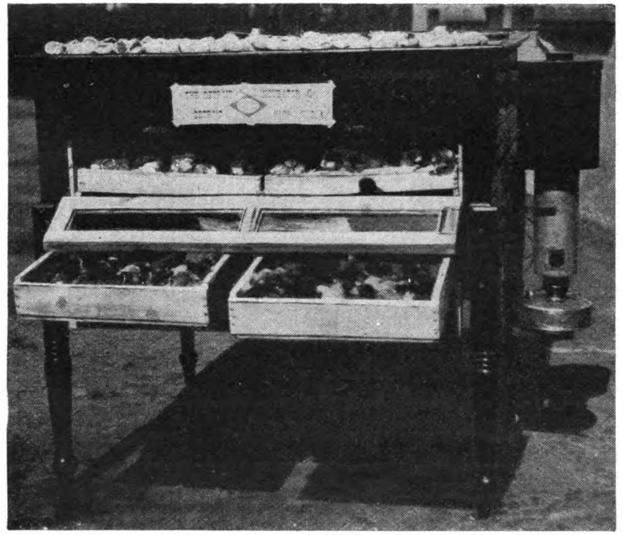


Einfache Brutmaschine älterer Konstruktion.

triebenen künstlichen Brut auf die nämliche Weise zu Werke, und es konnte nicht wohl anders sein, da man sich eben damals wie heute das Verhalten der brütenden Henne zum Vorbild nehmen mußte.

Zu wissenschaftlichen Zwecken hatte man sich in Europa wohl schon vor zweihundert Jahren mit allerlei Experimenten behufs künstlicher Bebrütung von Vogeleiern befaßt; aber man dachte an eine praktische Aus-

nützung der dabei gewonnenen Erfahrungen erst, als die Erzeugnisse der auf natürliche Weise betriebenen Geflügelzucht dem ständig wachsenden Bedarf nicht mehr zu genügen vermochten. Die ersten, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts konstruierten Brutöfen hatten naturgemäß noch viele Mängel, und auch in bezug auf ihre sachgemäße Behandlung konnte erst nach und nach die nötige Übung erlangt werden. Heute aber ist der Bau von Brutapparaten bereits zu



Warmluftbrutapparat „Detroit".

einem recht lohnenden Industriezweig geworden, der zahlreiche Fabriken in Deutschland, England, Frankreich und den Vereinigten Staaten beschäftigt, und man darf getrost behaupten, daß der bei weitem größte Teil des in den genannten Ländern auf den Markt gebrachten

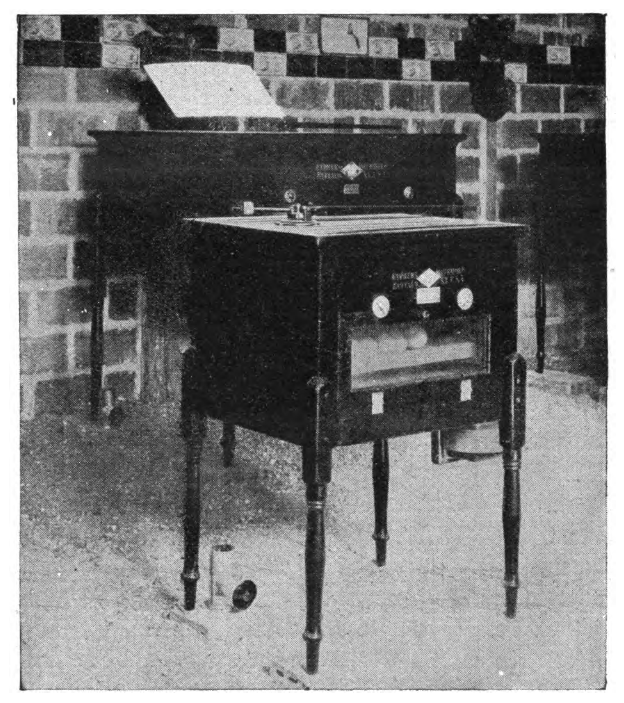
Mastgeflügels auf dem Wege der künstlichen Ausbrütung gewonnen worden ist.

In der Hauptsache handelt es sich bei den in Rede stehenden Apparaten um zwei verschiedene Grundtypen: um Wasserbrüter und Luftbrüter, von denen jeder unter den Fachleuten seine Verteidiger und seine Gegner hat. Als Wärmequelle dient, abgesehen von einigen wenigen allerneuesten Modellen, die sich die Elektrizität für diesen Zweck nutzbar machen, durchweg eine außerhalb des eigentlichen Apparats angeordnete Petroleumlampe, die wegen ihrer leichten Regulierbarkeit durch ein besseres Medium bisher noch nicht hat ersetzt werden können. Soll die Bebrütung durch erwärmte Luft geschehen, so läßt man dieselbe durch einen die Lampe umhüllenden Zylinder und ein Zuleitungsrohr in den Brutraum einströmen, und zwar immer von oben her, da die Wärme, dem Vorgang bei der natürlichen Brut entsprechend, den Eiern nur von oben zugeführt werden darf.

Der Nachteil dieses an und für sich einfachsten Verfahrens besteht in der Schwierigkeit, der zugeführten Wärme jenen Feuchtigkeitsgehalt zu geben, der für einen befriedigenden Erfolg unerläßlich ist. Man sucht sich damit zu helfen, daß man die Luft vor ihrer Berührung mit den Eiern über einen mit Wasser gefüllten Behälter hinstreichen läßt, und daß man solche Behälter zum Zwecke der Verdunstung auch in dem eigentlichen Brutraum aufstellt.

Bevorzugt werden aber von vielen Geflügelzüchtern Apparate, bei denen ein im oberen Teil befindlicher, wassergefüllter Kessel seine durch die Lampe erzeugte Wärme an die unten angeordneten Eier abgibt, die zur Ermöglichung einer häufigen Lageänderung und Lüftung in einer herausziehbaren Schublade ruhen.

Wesentlich ist in dem einen wie in dem anderen Fall, daß der Brutofen sowohl die Erhaltung einer ganz gleichmäßigen Wärme von 39 bis 40 Grad Celsius wie einer ausreichenden Lüftung im Brutraume gewähr-



Warmluftbrutapparat „Cyphers".

leistet. Jede Unvollkommenheit in einer oder der anderen Hinsicht rächt sich unerbittlich durch teilweises oder vollständiges Ausbleiben des erhofften Erfolges.

Eines der ältesten und einfachsten Modelle ist das in unserer ersten Abbildung vorgeführte. Die auf einer Unterlage von feuchtem Sand in einem flachen, offenen

Kästchen angeordneten Eier werden von oben her in eine schachtartige Vertiefung gebracht, die, durch einen doppelten Deckel verschlossen, von der erwärmten Luft durchströmt wird. Der wenig umfangreiche und leicht transportable Apparat eignet sich besonders für kleinere Betriebe und liefert bei genügender Sorgfalt in der Behandlung der Eier sehr annehmbare Resultate.

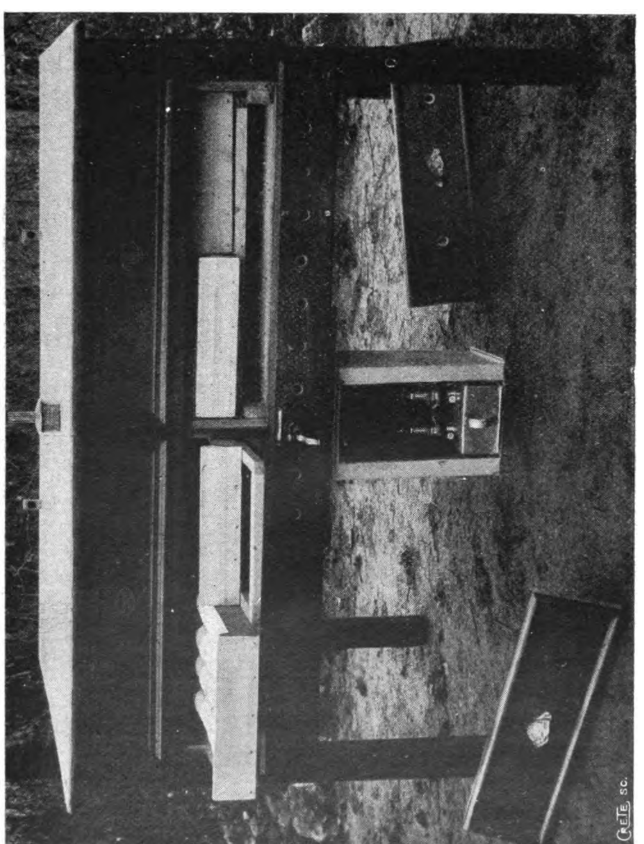
Gleichfalls ein Warmluftbrüter ist der Apparat „Detroit". Er enthält gleich einigen anderen der weiter unten aufgeführten Modelle eine Einrichtung für die Aufnahme der eben ausgekrochenen Küken, um sie den nötigen Trockenprozeß durchmachen zu lassen. Sie brauchen nicht mit den Händen berührt zu werden, um in diesen nach außen durch ein Glasfenster abgeschlossenen Trockenraum zu gelangen, da sie ihn, durch das Licht angezogen, sofort nach erlangter Bewegungsfähigkeit selbst aufsuchen.

Noch deutlicher ersichtlich ist die zu diesem Zweck getroffene Anordnung auf der folgenden Abbildung des unter dem Namen „Cyphers" in den Handel gebrachten Apparats. Die Tierchen fallen hier, sobald sie sich, einem Naturtrieb folgend, dem Fenster zu nähern suchen, in eine unter dem Brutkasten befindliche zweite Schublade, in der man sie bis zum vollständigen Trockenwerden beläßt, um sie erst dann in einem geeigneten Aufzuchtbehälter unterzubringen.

Der Brutofen „La Grignonnaise" gilt für einen besonders glücklich erdachten Apparat. Die Wärmequelle ist hier nicht seitlich, sondern unterhalb der Couveuse angebracht, und ein sinnreiches Regulierungssystem oberhalb der Bruträume ermöglicht die genaueste Erhaltung einer gleichmäßigen Temperatur. Begreiflicherweise ist indessen auch der Preis dieses Modells ein verhältnismäßig hoher, und seine Verwen-

dung dürfte darum auf größere Betriebe beschränkt bleiben.

Eine der neuesten Arten eines Wasserbrüters ist der

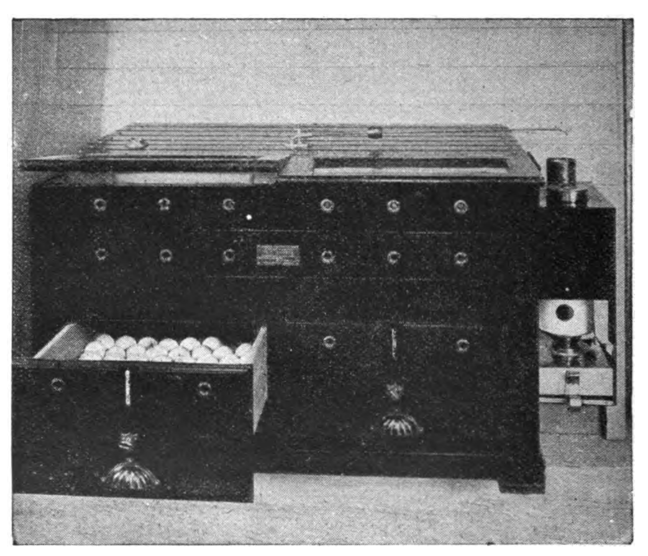


Brutapparat „La Grignonnaise“.

auf dem nächsten Bilde dargestellte Apparat „Das Wunder“. Eine scheinbar unbedeutende, aber ohne Zweifel sehr zweckmäßige Neuerung an dieser Couveuse

ist die Verschließbarkeit der Schubladen. Der Neugier Unberufener, die oft genug den Erfolg aller geduldigen Bemühungen des Züchters vereitelt, ist damit auf die einfachste und wirksamste Art ein Riegel vorgeschoben.

Der Apparat „Sinet" ist gewissermaßen als eine Kombination von Wasser- und Luftbrüter anzusehen.

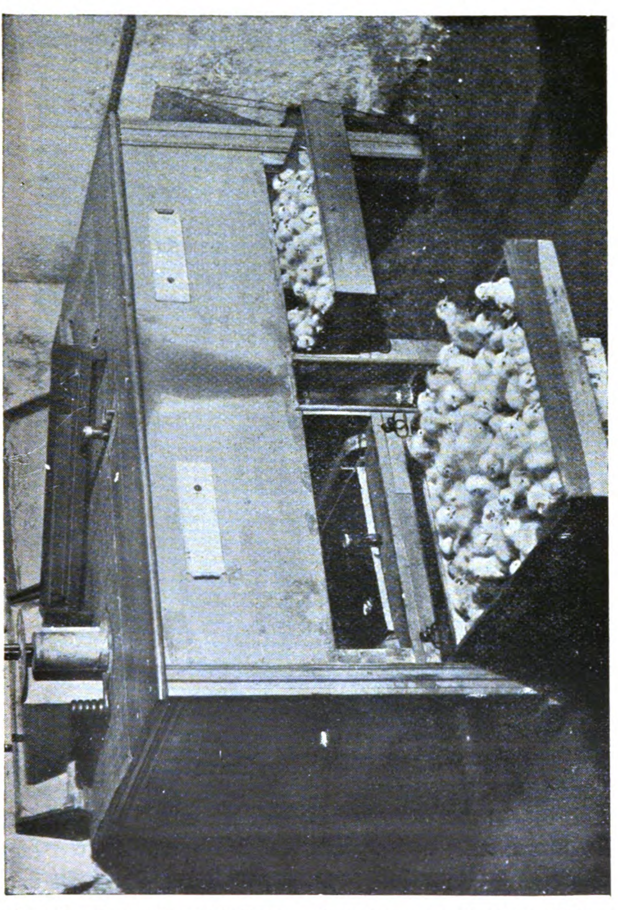


Warmwasserbrutapparat „Das Wunder".

Besondere Sorgfalt ist bei diesem Modell auf die Herbeiführung einer vorzüglichen Durchlüftung verwendet. Sie geschieht auf dreifache Weise und läßt nach dem Urteil erfahrener Fachmänner in der Tat nichts zu wünschen übrig.

Der Wasserbrüter „Saint Michel" zeigt in seiner Konstruktion keine nennenswerte Abweichung von dem gewöhnlichen Typus, man müßte denn die leicht ge-

wölbte Form der zur Aufnahme der Eier bestimmten Schubfächer als eine solche ansehen. Daß der durch ein

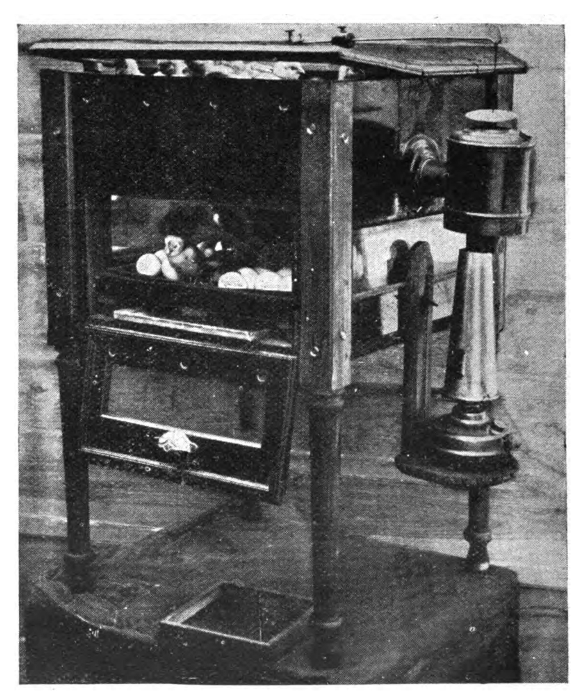


Brutapparat „Sinet“.

Glasfenster abgeschlossene „Trockenraum“ nichts Neues mehr ist, haben wir ja bereits gesehen.

Etwas Neues aber ist die in dem Apparat „Mas-

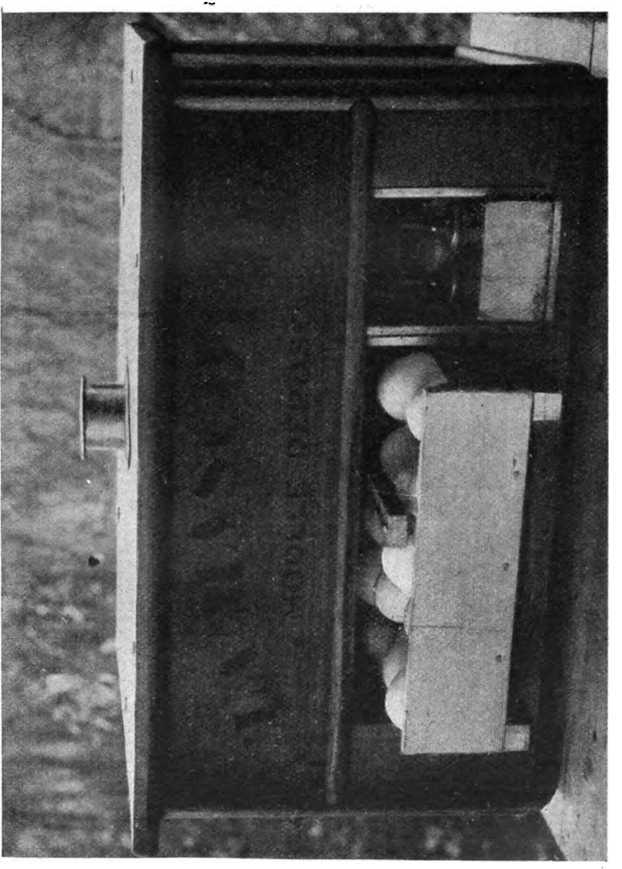
cotte" angestrebte Vereinigung von Brutofen und „künstlicher Glucke". Die Verfertiger liefern nämlich eine Vorrichtung, durch die nach dem Ausschlüpfen der Küken die Brutschublade ersetzt werden soll, und die im



Warmwasserbrutapparat „Saint Michel".

wesentlichen aus einem mit leichtem Stoff bespannten Metallrahmen besteht. Der durch diesen Rahmen abgeschlossene Raum soll dann zur weiteren Aufzucht der jungen Hühnchen dienen. Berichte über die mit diesem Apparat gemachten Erfahrungen liegen uns nicht vor. Einigermaßen bedenklich aber erscheint das Fehlen

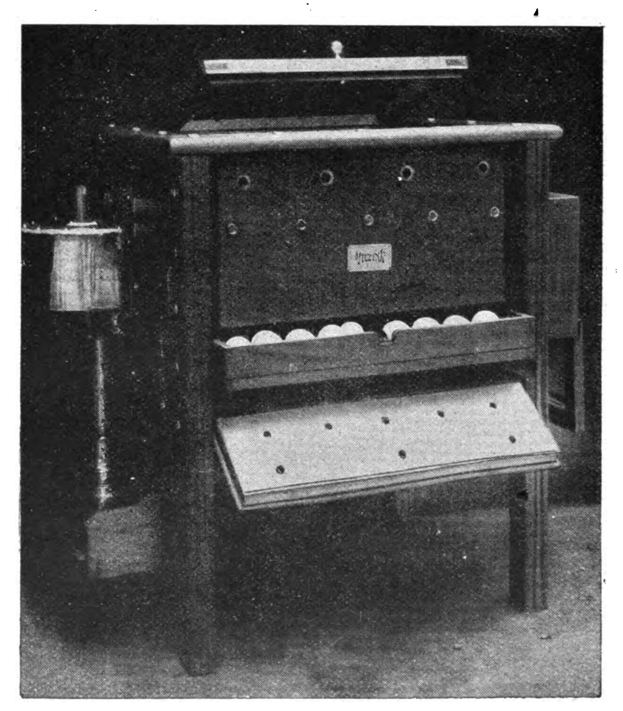
einer Vorrichtung zur Regulierung der Temperatur. Um so zuverlässiger erfolgt auf elektrischem Wege



Warmwasserbrutapparat „Mascotte".

diese Regulierung bei der Couveuse „Viltina", einem aus zwei Kammern bestehenden Brutofen, dessen Erwärmung durch Zirkulation der erhitzten Luft zwischen den beiden Kammern bewirkt wird.

Bis zu welchen Feinheiten der Konstruktion man bei den neuesten Apparaten gelangt ist, mag die nachstehende, etwas ausführlichere Beschreibung des von einer deutschen Fabrik hergestellten sogenannten Strah-



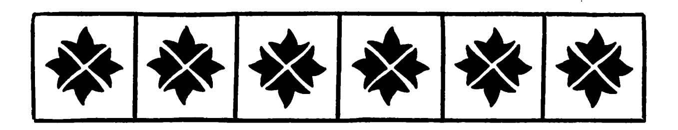
Brutapparat „Viltina“ mit elektrischer Wärmeregulierung.

lenbrüters „Germania“ erweisen, der sich in der Praxis vortrefflich bewährt haben soll. Er hat unten die Schublade mit den Eiern, die auf Drahtgaze ruhen, damit die von unten kommende, durch Wasser streichende Luft sie von allen Seiten umspülen kann. Die Wärmequelle ist, wie gewöhnlich, eine seitlich angebrachte Petroleum-

lampe, von der aus die erhitzte Luft in geschlängelten Röhren in einiger Höhe über die Eier hinweggeführt wird.

Über den Eiern befindet sich eine mit Äther gefüllte elastische Kapsel. Die Wärme bringt den Äther zur Verdampfung, die Kapsel dehnt sich aus und hebt dadurch einen Stift, der durch den Deckel des Apparates geht. Er dient dazu, einen Wagebalken in Bewegung zu setzen, an dessen einem Arm der Deckel der Lampe hängt, während ein Laufgewicht am anderen Arm für die Herstellung des Gleichgewichtes sorgt. Durch eine Schraube erfolgt die genaueste Einstellung auf den gewünschten Wärmegrad. Steigt die Temperatur darüber hinaus, so hebt sich der Deckel der Lampe und läßt die Heizgase entweichen, ehe sie in den Apparat gelangen können. Sinkt gelegentlich in diesem die Temperatur, so verdichtet sich der Äther, die Kapsel zieht sich zusammen, und mit dem Sinken des Übertragungsstiftes sinkt auch der Deckel der Lampe.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine merkwürdige Audienz beim Sultan. — Im Jahre 1841 besuchte eine Dame der höchsten englischen Aristokratie Konstantinopel. Sie hatte sich's in den Kopf gesetzt, auch dem Sultan Abdul Meschid ihre Aufwartung zu machen. Zu dem Zweck suchte sie den englischen Botschafter auf, den Lord Ponsonby, und bat ihn, sie dem Monarchen vorzustellen. Der Diplomat geriet in nicht geringe Verlegenheit. Es war zu jener Zeit unerhört, daß eine Dame um Audienz beim Sultan nachsuchte. Er konnte nicht umhin, ihr das zu sagen, und lehnte jede Vermittlung in der Sache ab. Seine vornehme Besucherin jedoch war über diesen Mangel an Entgegenkommen stark entrüstet und erklärte ihm, da er denn so ungefällig sei, werde sie schon jemand anders finden, der ihr den Willen täte.

Sie wendete sich an Reschid Mustafa Pascha, den Minister des Äußern, und dieser wollte der einflußreichen Dame zwar die Bitte nicht abschlagen, wußte aber ihre Erfüllung nur in der Weise einzufädeln, daß er seinem Gebieter mitteilte, es sei „eine Person“ aus England angekommen, die eine wunderbare Sammlung edler Juwelen mit sich führe; ob nicht vielleicht Seine Majestät diese Kostbarkeiten besichtigen möchte. Seine Majestät, ein großer Liebhaber wertvoller Steine, war nicht abgeneigt und befahl, daß ihm die Sammlung zugeschickt werde. Darauf gab der Minister den Bescheid, die betreffende „Person“ sei außerordentlich besorgt um ihren Schatz und trenne sich nie von ihm.

„So führen Sie also den Juwelier zu mir,“ befahl der Sultan.

Was jetzt folgt, ist erst Jahre nachher, als die Todesnach-

richt der Aristokratin nach Konstantinopel drang, von dem liebenswürdigen Großwesir, welche Würde Reschid Mustafa damals bekleidete, einem Journalisten erzählt und danach in einer Zeitung veröffentlicht worden.

Der Bericht lautete: Ich antwortete zögernd: „Eure Majestät möge mir meinen Mangel an Delikatesse zugute halten, es handelt sich aber in der Angelegenheit um eine weibliche Person, und sie pflegt die Juwelen, wenn sie sie zeigt, immer an ihrem Anzug zu befestigen oder sonst anzulegen."

Der Sultan schüttelte den Kopf und sagte: „Dann führen Sie sie zu mir, und mag sie meinethalben die Schmuckstücke an sich tragen. Sie kommen aber als Dolmetscher mit."

Ich teilte daraufhin der Lady mit, der Monarch habe ihr eine Audienz bewilligt, er erwarte aber, daß sie möglichst viel von ihrem Schmuck anlege, von dem er viel Rühmens gehört habe. Die Aristokratin lachte über diese Zumutung, unterwarf sich ihr aber gern und schmückte sich zu dem feierlichen Akt mit all ihren Prachtstücken an Juwelen. Ihr Anzug, ihre Frisur, ihr Hals, Arme, Finger glitzerten nur so von Brillanten, Perlen und allen erdenklichen Edelsteinen, ihr Geschmeide leuchtete buchstäblich in allen Farben des Regenbogens, als ich mit ihr im Palast des Sultans erschien.

„In der Tat sehr gut, sie hat ja eine bestechende Auswahl von Kleinodien mitgebracht," äußerte Abdul Meschid, während die Dame ihre Verbeugung machte.

Ich tat, als wenn ich seine Worte übersetzte, und sagte: „Majestät entbietet Ihnen ein gnädiges Willkommen."

Die Lady bedankte sich, und ich verdolmetschte es: „Sie sagt, es ständen noch mehr solcher Herrlichkeiten bei ihr zum Verkauf, sie habe aber nicht alle auf ihrer Person unterbringen können."

Der Sultan: „Fragen Sie sie, wieviel ihr Diamantenhalsband kosten soll."

Ich: „Majestät erkundigt sich, ob dies Ihr erster Aufenthalt in Konstantinopel ist."

Die Dame: „Jawohl, es ist mein erster Besuch, und ich bin hingerissen davon."

Ich: „Sie fordert eine Million Piaster."

Der Sultan: „Das ist viel zu viel."

Ich: „Majestät fragt, ob Sie schon die Moscheen gesehen haben. Wenn nicht, so bietet er Ihnen einen staatlichen Führer dazu an."

Die Lady verbeugt sich dankend.

Der Sultan: „Welchen Preis fordert sie für den Türkisenschmuck?"

Ich: „Majestät fragt, ob Ihnen vielleicht ein Spaziergang im Schloßgarten Freude machen würde."

Sie bedankt sich, und ich übersetze es dahin: „Sie fordert vierhunderttausend Piaster."

Der Sultan: „Führen Sie das Frauenzimmer fort. Solche unvernünftigen Preise zahle ich nicht."

Ich zur Lady: „Majestät drückt seine Befriedigung darüber aus, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben."

Nach einem tiefen Hofknicks rauscht die juwelenfunkelnde Dame hinaus, voll von glücklichem Selbstbewußtsein. Hat sie doch das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht und ist, allem Herkommen zuwider, von dem regierenden Sultan in Audienz empfangen worden. C. D.

Aus dem Leben des Eichhörnchens. — Von den vielen liebenswürdigen Eigenschaften des Eichhörnchens heimelt uns eine besonders an, weil wir sie selbst besitzen und ausüben müssen: das Ernten und Vorrätesammeln für den Winter. Unser Hörnchen ist trotz seines vortrefflichen Pelzes äußerst empfindlich gegen ungünstige Witterung. Ist es im Hochsommer sehr heiß, so verbringt es die Mittagszeit regelmäßig in einem seiner Nester. Ebenso im Winter bei großer Kälte oder Schneegestöber. Es hält jedoch keinen eigentlichen Winterschlaf und ist daher während der kalten Jahreszeit auf seine Eßvorräte angewiesen. Ist im Herbst die Waldsamenernte schlecht, und folgt dann ein langer, strenger Winter, so gehen viele dieser munteren Tierchen zugrunde, denn in diesem Falle werden die an und für sich schon knappen Vorräte viel zu bald aufgebraucht. Bei reichem Herbst und mildem Winter dagegen bleibt so manches sorgsam in Spalten, Löchern und Baumwurzeln, unter Ge-

büsch und Steinen versteckte Nüßchen unverzehrt und beginnt im Frühjahr zu keimen. Dadurch trägt dann das Eichhörnchen unbewußt zum Ausbau des Waldes bei.

Noch bei weitem fürsorglicher gegenüber der Winternot, ist das nordamerikanische Hörnchen. Es gleicht in Gestalt und Größe ganz dem unserigen. Nur nicht in der Farbe. Die ist statt rotbraun graubraun. Es ist daher an den ähnlich gefärbten Stämmen der Bäume schwer zu entdecken und hat sich, wohl zum Teil infolge dieser Schutzfärbung, in den Vereinigten Staaten riesig vermehrt. Es bewohnt, vom Amerikaner geliebt und verhätschelt, nicht nur die freien Wälder, sondern auch die ausgedehnten Park- und Gartenanlagen, sogar die Alleenbäume inmitten der Großstädte. Hier wird es so zahm, daß es allenthalben dargebotenes Futter wie Erdnüsse und dergleichen aus der Hand frißt und sich oft sogar auf den Arm nehmen und streicheln läßt.

Dieses selbe, ebenso zutrauliche wie kluge Tierchen leistet nun im fernen wilden Felsengebirge dem Staate sehr wichtige Dienste. Axt und Feuer haben in den nordamerikanischen Wäldern so furchtbar gehaust, daß man endlich an eine allmähliche Wiederaufforstung denken muß. Dabei spielt natürlich die Gewinnung guten und reichlichen Samens eine große Rolle. Das Brechen der Zapfen auf den hierzu in Betracht kommenden, riesengroßen Gelbkiefern und Douglasfichten ist aber trotz aller angewandten Hilfsmittel für die Arbeiter sehr zeitraubend und gefährlich. Das besorgt nun zum größten Teil das Eichhörnchen. Gewandt und schwindelfrei klettert es im Herbst bis in die äußersten Zweigspitzen, wo die besten und reifsten Zapfen hängen, bricht sie mit den Pfoten und läßt sie dermaßen schnell hintereinander hinunterprasseln, als ginge ein Platzregen nieder. Natürlich sind die angestellten Waldarbeiter nicht so töricht, schon in diesem Augenblick mit dem Aufsammeln zu beginnen. Sie würden die Tiere nur stören und verscheuchen. Diese selbst machen es ihnen später noch viel bequemer. Sie haben nämlich ihre ganz bestimmten, jedes Jahr wieder benützten Niederlagen oder Speicherstellen am Fuße einigermaßen vor Regen schützender, dicker Waldriesen. Hier werden die Zapfen, und

zwar nur solche, die guten Samen enthalten, vom Hörnchen fein säuberlich aufeinander gelegt. Ein einziger solcher Stoß enthält oft sechs Hektoliter Zapfen. Die Arbeiter, die die Speicherplätze schon kennen, haben es nun leicht. Sie füllen einfach ihre Körbe und tragen sie zu den Zentralsammelstellen, wo die Früchte aus den Zapfen, nach dem Trocknen an der Sonne und auf Drahthürden über Feuer, durch elektrisch betriebene Schleuderdrehtrommeln gewonnen werden.

Diese Arbeit dauert bis tief in den Oktober hinein, gewöhnlich so lange, bis der erste Schnee fällt. Wehe dem armen Eichhörnchenpaar, das nicht unverzüglich nach der Wegnahme seiner ersten Vorräte mit dem Sammeln neuer begonnen hat! Verhungern und Erfrieren ist sein Los. Zwar bleibt ihm noch immer eine Aushilfe durch die von ihm klug unter Wasser in den Wurzeln der Bachuferbäume versteckten Zapfen. Aber abgesehen von der bald genug eintretenden Unzugänglichkeit durch Zufrieren des Gewässers, sollte dieser „eiserne Bestand" eigentlich erst dann, wenn die Not am größten ist, im Spätwinter oder Vorfrühling nach Wiederauftauen der Bäche, in Angriff genommen werden.

Daß das Eichhörnchen ganz ausgezeichnet schwimmt, ist erst neuerdings von Forstamtmann Neunhöffer auf dem unteren Neckar beobachtet worden, wo ein solches über den dort rasch fließenden Strom in seiner ganzen Breite, und zwar mitten durch das Kielwasser des Motorbootes hindurch, schwamm.

Wenn man sich in das Empfindungsleben eines so fleißigen und fürsorglichen Geschöpfes hineindenkt, so kann man nur Mitleid mit seinem Schicksal in den Rocky Mountains haben. Es gehört nämlich obendrein zu jenen Tieren, die ein äußerst lebhaftes Gefühl für Eigentumsrechte besitzen. Wehe dem dritten Eichhörnchen, das auf demselben Baum, den ein Paar sich zur Ernte erkoren, Zapfen brechen wollte! Diese nach Eichhörnchengesetzen ganz ungeheure Frechheit wird selten gewagt, dann aber durch wütende Verfolgung und Beißerei schwer geahndet. Ebenso werden die Vorräte als unverletzlich durch jeden Dritten betrachtet. Und nun kommt der Mensch und packt sie einfach in seine Körbe!

Das Töten der Hörnchen wird in den meisten Staaten streng bestraft. Auch bei uns ist es bekanntlich für Unbefugte nicht gestattet. So hatte sich kürzlich vor dem Schöffengericht in Kassel ein Mann zu verantworten, der offen zugab, wiederholt Eichhörnchen geschossen, gebraten und gegessen zu haben. Auf die erstaunte Frage des Vorsitzenden, warum er das getan habe, erklärte der Mann, er und seine Berufsgenossen brauchten den Genuß des Hörnchenbratens zur Ausübung ihres Geschäfts, sie würden dadurch geschmeidig und schwindelfrei. Der Mann war nämlich Trapezkünstler. H. Radestock.

Das junge Frankreich. — In jüngster Zeit sind in Frank-



Central News.

Aufmarsch von kleinen Mädchen in der Schule für Athletik in Reims.

reich mehrere Bücher erschienen, die, gestützt auf Umfragen in jugendlichen Kreisen, nachzuweisen suchen, daß sich in der gegenwärtigen jungen Generation ein Gesinnungswechsel gegenüber

den Anschauungen vor zehn und zwanzig Jahren vollzogen hat. Ehemals den Leibesübungen abgeneigt, mehr der Literatur, einem behaglichen Dahinleben und einer stillen Entsagung ergeben, sei heute die französische Jugend von einem regen Tätigkeitsdrang erfüllt; sie sei auf die Gewinnung und Ausbildung körperlicher Tüchtigkeit bedacht, um im Ernstfalle, wenn das Vaterland sich bedroht fühle, vorbereitet und gerüstet zu sein.

Mit diesen Behauptungen steht freilich die Tatsache im Gegensatz, daß der Zugang zur Offizierslaufbahn sich stetig vermindert und die antimilitaristische Bewegung offenbar auch in den gebildeten Bevölkerungsschichten einen immer stärkeren Anklang findet.

Dagegen muß zugegeben werden, daß die freudige Pflege des Sports entschieden gewachsen und die bisherige Verzärtelung und Weichlichkeit zurückgegangen ist. Es sei hier nur an die Einrichtung der Jugendwehr, den Zusammenschluß junger Männer zu kriegsmäßigen Schießgesellschaften und die Ausbreitung des Turnwesens erinnert.

So schafft man denn jetzt auch in Frankreich modern eingerichtete Sportplätze, die für alle Zweige der Leibesübungen bestimmt sind. Erst kürzlich ist in Reims eine großangelegte Schule für Athletik eröffnet worden. Sie bietet nicht nur der männlichen Jugend zur Abhaltung von Ringkämpfen, Wettläufen und turnerischen Schaustellungen Gelegenheit, sondern steht zu gewissen Zeiten auch der weiblichen Jugend offen.

Unser vorstehendes Bild zeigt eine Mädchenabteilung der Schule für Athletik bei ihrem Aufmarsch zu den Spielen und Übungen, die eine harmonische Ausbildung des Körpers bezwecken. Die kindlichen „Athletinnen“ sollen bei der körperlichen Ausarbeitung auch zugleich der Wohltat des Sonnenbades teilhaftig werden. Th. S.

Liebesbriefe eines königlichen Blaubarts. — König Heinrich VIII. von England, der bekanntlich acht Frauen kurz hintereinander geheiratet hat, nachdem er die jeweilige Vorgängerin entweder durch eine von einem feilen Gerichtshof ausgesprochene Scheidung oder durch Hinrichtung wegen angeblicher Vergehen beseitigt hatte, beherrschte die Technik des Liebesbriefes in

einem auch für seine Zeit nicht gerade gewöhnlichen Maße. Man sieht es seinen von Zärtlichkeit fast überfließenden Briefen wahrhaftig nicht an, welch unmenschlicher Tyrann sie geschrieben. Die folgenden Briefe an seine spätere Gemahlin Anna Boleyn, die er nach vierjähriger Ehe hinrichten ließ, sind vielleicht doch, von dem im allgemeinen in jener Zeit stark geschraubten und süßlichen Stil abgesehen, der Ausdruck eines wirklichen Empfindens. Die Briefe sind in jener Zeit geschrieben, als Anna Boleyn noch nicht ständig am Hofe lebte und noch nicht Hofdame der Königin Katharina war.

„Meine Gebieterin und Geliebte! Mein Herz und ich geben sich in Eure Hände, bitten Euch, sie zu bewahren und empfehlen sie Eurer Gewogenheit, damit die Abwesenheit Eure Liebe für sie nicht vermindere. Ihren Schmerz zu vermehren, wäre in der Tat bedauerlich, da Abwesenheit schon Schmerz genug ist ... Je länger die Tage, je entfernter die Sonne, und doch um so wärmer. So ist's auch mit unserer Liebe; die Abwesenheit entfernt uns voneinander und erhält nichtsdestoweniger die Wärme unserer Wünsche. In der Hoffnung, daß die Eurigen ebenso warm wie die meinigen sind, versichere ich Euch, daß der Schmerz der Trennung zu groß ist; und wenn ich an die Vermehrung der mir notwendigerweise auferlegten Bürde denke, so würde dieser Gedanke unerträglich sein, setzte ich nicht ein so starkes Vertrauen in Eure unvergängliche Liebe zu mir. Um Euch zu jeder Zeit daran zu erinnern, da ich mich Euch nicht persönlich nahen kann, übersende ich Euch, was ich jetzt für das zweckmäßigste halte, und zwar mein Bildnis in Armbändern gefaßt mit der allbekannten Devise. Ich wünschte mich an ihrer Stelle."

* * *

„An meine Geliebte! — Die Zeit hat mir so lange geschienen, seit ich von Euch und Eurer Gesundheit gehört, daß mich meine große Liebe zu Euch veranlaßt, den Überbringer an Euch abzuschicken, um mich um so besser von Eurem Wohlergehen und Euren Wünschen zu überzeugen. Seit meiner Abreise habe ich erfahren, daß die Gesinnungen, in denen ich Euch verlassen, sich gänzlich verändert haben, und daß es Euch nicht beliebt,

weder mit Eurer Frau Mutter noch auf andere Art an den Hof zu kommen — ein Gedanke, über den, wenn er wahr ist, ich mich nicht genug wundern kann, da ich mir bewußt bin, nie einen Fehler gegen Euch begangen zu haben. Es scheint mir eine sehr traurige Erwiderung der großen Liebe, welche ich für Euch hege, daß ich von dem Umgange und der Person der Dame entfernt werde, die ich in der Welt am meisten achte. Wenn Ihr mich mit dem guten Willen, auf den ich hoffe, liebtet, so bin ich überzeugt, daß Euch unsere Trennung nahe geht, obgleich sie vielleicht die Herrin nicht so sehr betrübt wie ihren demütigen Diener. Denkt daher daran, meine Geliebte, und bedenkt es wohl, wie kummervoll Eure Abwesenheit für mich ist, und ich will hoffen, daß sie nicht von Eurem Willen ausgeht. Wenn ich wirklich glauben müßte, daß Ihr sie freiwillig wünschet, so weiß ich nicht, was aus mir werden soll, es sei denn, daß ich meinen Kummer öffentlich ausspreche, um dadurch seine außerordentliche Größe nach und nach zu verringern."

* * *

„Obgleich es sich für einen Herrn nicht ziemt, seine Geliebte in der Stellung einer Dienerin zu empfangen, so will ich, stets nach Euren Wünschen forschend, Euch gern in dieser Hinsicht willfährig sein, vorausgesetzt, daß Ihr die von Euch gewählte Stelle weniger unangenehm findet als die von mir bestimmte. Mit meinem Dank dafür, daß es Euch gefällt, meiner zu gedenken."

* * *

„Obgleich es meiner Gebieterin nicht beliebt hat, sich des mir bei unserer letzten Begegnung gegebenen Versprechens zu erinnern, welches darin bestand, von mir Nachricht zu empfangen und meinen letzten Brief freundlich zu erwidern, so scheint es mir doch in der Rolle eines treuen Dieners zu liegen — besonders wenn er sonst vielleicht gar nichts von ihr erfahren dürfte — Erkundigungen nach dem Befinden seiner Gebieterin einziehen zu lassen. Ich bitte Euch, mich dieser Obliegenheit eines solchen treuen Dieners entledigen zu dürfen, und schicke Euch diesen Brief, indem ich darum ersuche, mich von Eurem

Wohlergehen zu benachrichtigen, für dessen Fortdauer ich wie für mein eigenes bete. Um das Denken an mich häufiger zu veranlassen, übersende ich Euch durch den Überbringer dieses einen mit eigener Hand gestern abend spät erlegten Rehbock. Gedenket — das hoffe ich — wenn Ihr davon esset, des Jägers."

* * *

„Die kommende Zeit ist mir so verzögert erschienen, daß ich mich über ihr Herannahen so sehr freue, als ob sie schon da wäre; aber ihre Verwirklichung kann niemals, sogar nicht langsam stattfinden, während zwei Personen getrennt sind; daher wird ihr Zusammentreffen mehr als jede irdische Rücksicht von mir gewünscht; denn welche Freude kann in dieser Welt so groß sein wie die Gesellschaft derjenigen, welche meine teuerste Geliebte ist? Ich glaube, daß Ihr ebenso zärtlich von Eurer Wahl denkt, und dieser Gedanke gewährt mir großes Vergnügen: urteilet danach, was ich sein werde. Eure Abwesenheit hat mir größeren Kummer gemacht, als es ein Engel oder die Schrift auszudrücken vermag; und nichts als Eure Gegenwart kann mir ein Heilmittel dafür gewähren. Ich bitte Euch, sagt Eurem Vater von mir, daß ich ihn inständigst ersuche, die festgesetzte Zeit um zwei Tage zu beschleunigen, so daß er vor dem alten Termin oder wenigstens zu dem bestimmten Tage am Hofe sein möchte; sonst werde ich glauben, daß des Liebhabers Runde gar nicht stattfinden wird, zum wenigsten nicht nach meiner Erwartung. In der Hoffnung, Euch bald mündlich sagen zu können, wie viele Schmerzen ich während meiner Abwesenheit von Euch ertragen habe, schließe ich, der ich stets bleiben werde Euer treuer und zuverlässigster Diener."

O. Th. St.

Der alte Wrangel im Dienst. — Der alte Wrangel war keineswegs immer nur der gutmütige „Papa Wrangel", der alle hübschen jungen Mädchen küßte und die Berliner durch bizarre Redensarten in möglichst verkehrtem Deutsch erheiterte — nein, er konnte im Dienst auch hart, ja grausam sein. So rief er einst einem Offizier, der eine wichtige Meldung zu überbringen hatte, aber langsam und vorsichtig dahertrabte, unwillig

zu: „Reiten Sie Galopp, mein Herr! Wenn Sie den Hals brechen sollten, hat Ihnen der Staat den schon mindestens zehnmal bezahlt!“

Als 1864 eine Abteilung Dragoner, die vor der dänischen Übermacht hatte zurückweichen müssen, ohne ihren Leutnant zurückkam und der Unteroffizier meinte, der Leutnant wäre gewiß gefangengenommen worden, da unterbrach ihn Wrangel barsch: „Ich hoffe, daß er tot ist. Das Gefangenwerden würde er zu büßen haben. Er aber meldet sich sofort zum Arrest — ich will Ihm lehren, auf seinen Leutnant aufzupassen!“ —zen.

Chinesische Höflichkeit. — Es war in dem von europäischer Kultur noch wenig berührten Norden Chinas vor einer Reihe von Jahren. Ein sehr wohlhabender Chinese hatte sich taufen lassen und bald darauf auch eine ganze Reihe von Verwandten dem Christentum zugeführt. Deren Aufnahme in die christliche Gemeinschaft war soeben in feierlicher Weise in der Privatkapelle des zuerst genannten Bekehrten begangen worden. Kaum war die gottesdienstliche Feier zu Ende, als sich der vor Freude strahlende Hausherr mitten in die Kapelle stellte und voll herzlichsten Eifers rief: „Ich lade euch alle ein, heute bei mir zu essen!“ Nach europäischen Begriffen schien der Wille zur Gastfreundschaft bei dem Manne außerordentlich ernsthaft zu sein, denn er lief unermüdlich von einem zum anderen und bat geradezu flehentlich, doch dazubleiben. Aber je mehr sich sein Eifer verstärkte, desto mehr Eile schienen die Anwesenden zu haben, fortzukommen. Jeder schützte irgend einen wichtigen Grund vor und verschwand schleunigst. Der Hausherr hielt schließlich einen seiner nächsten Verwandten geradezu gewaltsam fest mit den vorwurfsvollen Worten: „Auch du, lieber Vetter, willst dich meiner Liebe entziehen? Unmöglich, ich lasse dich nicht fort!“

Der Vetter protestierte lebhaft. Er habe notwendig zu tun. Aber der Hausherr schleppte ihn buchstäblich mit Gewalt ins Haus. Ein Glas Wein müsse er doch wenigstens annehmen.

„Nun gut,“ sagte der Vetter, „ein Glas Wein will ich mit dir trinken. Das ist rasch gemacht.“

Der Hausherr schrie seine Befehle ins Haus hinein. Die

beiden Vettern ließen sich nieder und steckten einstweilen eine Pfeife an. Man rauchte und plauderte, füllte aufs neue die Pfeifen und plauderte wieder. Aber der Wein kam nicht. Der Vetter erlaubte sich danach zu fragen.

Da aber fuhr der Hausherr auf: „Wein? Du willst Wein? Habe ich in meinem Hause auch nur einen Tropfen Wein? Trinke ich überhaupt Wein? Weißt du als mein Vetter nicht längst, daß ich keinen Wein vertragen kann?"

Der Vetter meinte trocken, daß er dann ja längst hätte gehen können. Weshalb er ihn denn dann so fürchterlich genötigt habe?

Jetzt aber schien die Langmut des Hausherrn zu Ende. Rot wie ein Puterhahn vor Zorn fuhr er auf den unglücklichen Vetter ein: „Was sagst du da? Ich bin so höflich, dich zum Wein einzuladen, und du hast nicht einmal so viel Lebensart, ihn abzulehnen? Wo hast du deine Bildung gelernt? Wohl bei den Mongolen?"

Der Vetter machte sich jetzt so rasch als möglich davon. Er sah die Lektion augenscheinlich als berechtigt an. O. Th. St.

Eine reichhaltige Sammlung von Festungsschlüsseln besitzt das Königliche Zeughaus in Berlin. In dieser Sammlung sind sämtliche Schlüssel der im Laufe des 19. Jahrhunderts von den deutschen Truppen eroberten befestigten Städte vertreten, ferner aber auch die Schlüssel jener deutschen Festungen, deren Wälle aus irgendwelchen Gründen geschleift wurden. An viele dieser Schlüssel knüpfen sich interessante Erinnerungen.

Das größte Exemplar dieser Sammlung ist der Schlüssel des Nationaltores (jetzt Weißturmtores) von Straßburg, welche Festung bekanntlich am 28. September 1870 kapitulierte. Am Tage nach der Übergabe wurde dem Oberbefehlshaber der deutschen Belagerungsarmee General v. Werder als äußeres Zeichen der Unterwerfung von den städtischen Behörden der Schlüssel des Haupttores, eben des Nationaltores, überreicht. Der damalige Bürgermeister von Straßburg namens Lauth entledigte sich dieser unangenehmen Aufgabe mit einer Ansprache, bei der er es nicht unterlassen konnte,

zum Schluß der Hoffnung Ausdruck zu geben, der Allmächtige möge es nicht zulassen, daß dieser Schlüssel lange in der Hand des Feindes bleibe. Worauf General v. Werder, durch diese Unverfrorenheit mehr erheitert als erzürnt, den mächtigen Schlüssel seinem Adjutanten mit den stark betonten Worten übergab: „Der Himmel und unser Schwert werden ihn schon für uns erhalten, Herr Bürgermeister!"

Auch die Aushändigung der Schlüssel der jungfräulichen, bis zum 27. Oktober 1870 tatsächlich noch unbezwungenen Festung Metz ging nicht ohne Zwischenfall vorüber. Hier war nämlich der Magistrat auf den schlauen Gedanken gekommen, von dem Schlüssel des Haupttores, der auf das ehrwürdige Alter von dreihundertundsechzig Jahren zurückblicken konnte, und den man höchst ungern den Deutschen ausliefern wollte, eine getreue Nachbildung anfertigen und dieser mit Hilfe von Chemikalien das notwendige alte Aussehen geben zu lassen. Aus diesem Grunde verzögerte sich auch die Überreichung der Schlüssel um mehrere Tage.

Der Schlosser, den die Stadtbehörde mit dieser Arbeit betraut hatte, bekam es jedoch noch im letzten Augenblick mit der Angst zu tun und verriet die Sache dem Generalkommando der deutschen Belagerungsarmee. Trotzdem versuchten die Stadtväter von Metz zunächst alles abzuleugnen. Erst die Drohung, man würde den gesamten Magistrat so lange einsperren, bis der echte Schlüssel herbeigeschafft sei, machte die Herren gefügig. Auf diese Weise gelangte das Berliner Zeughaus in den Besitz von zwei Schlüsseln des Metzer Osttores.

Neben diesen Schlüsseln befinden sich in der Sammlung noch diejenigen folgender französischer Festungen: Chalons und Thionville, noch aus den Befreiungskriegen herstammend, Sedan, Belfort, Luneville, Diedenhofen, Neubreisach, Bitsch, Toul, Verdun und mehrerer anderer aus dem Kriege 1870/71. Daß man Paris in dieser historischen Sammlung nicht vertreten sieht, hat folgenden Grund. Bei der Kapitulation von Paris wurde in die Übergabebedingungen auf Betreiben des Pariser Magistrats ein besonderer Paragraph eingefügt, nach dem die Schlüssel der Tore von Paris nicht ausgehändigt

zu werden brauchten. Moltke sträubte sich lange gegen die Bewilligung dieses Zugeständnisses, und erst ein Machtwort des greisen Kaisers entschied zugunsten der Pariser. „Wir haben ja genug altes Eisen im Zeughaus. Streiten wir uns nicht um diese kleinen Eitelkeiten des besiegten Feindes,“ meinte er zu seinem Generalstabschef.

Von den Schlüsseln früherer deutscher Festungen sind bemerkenswert die von Minden — kunstvolle Schmiedearbeit und schwer vergoldet — ferner die von Berlin, die 1806 nach Paris gebracht, aber 1815 den Franzosen wieder abgenommen wurden, schließlich als besonders traurige Erinnerung für die preußische Geschichte die von Magdeburg, das sich am 8. November 1806 dem Marschall Ney ergab, trotzdem es aufs reichlichste verproviantiert und mit Mannschaften und Geschützen vorzüglich versehen war. Diese Schlüssel von Magdeburg bilden insofern eine Merkwürdigkeit, als sie nach ihrer Wiedererlangung im Jahre 1815 auf Befehl Gneisenaus „zum ewigen Andenken an Preußens größte Schmach“ mitten durchgebrochen wurden und auch in dieser Form noch heute aufbewahrt werden. W. K.

Insekten- und Sonnenschutzvorrichtung. — „Heliotekt“ wird diese für die verschiedenartigsten Zwecke verwertbare Erfindung genannt. Das Sinnreiche des Apparates liegt nicht allein darin, daß er Schutz gegen lästige Insekten bietet, sondern daß man hiermit auch die Kranken in die Sonne legen kann, ohne daß sie der unmittelbaren Bestrahlung ausgesetzt sind. Das letztere wird gerade für Hautkranke und ähnliche Leidende von großem Wert sein. Hiermit haben wir schon eine Hauptverwendung des Apparats, der zerlegbar und daher leicht transportabel ist und sich bequem am Kopfende von Bettstellen, Liegestühlen, Kinderwagen und so weiter befestigen läßt. In Sanatorien, Krankenhäusern, Lazaretten und Genesungsheimen wird er für Kranke wie für das Pflegepersonal von erheblichem Nutzen sein.

Aber auch im täglichen Leben bietet er uns eine ausgezeichnete Hilfe. Unsere Kleinen können dauernd im Freien und in frischer Luft gelassen werden, da sie der Apparat vor Sonnenstrahlen und Insekten schützt. Aus gleichem Grunde werden

Erwachsene ihn zur Erholung in Gärten, im Walde, an der See benützen. Sehr bedeutsam ist er aber für die Kolonien. Die

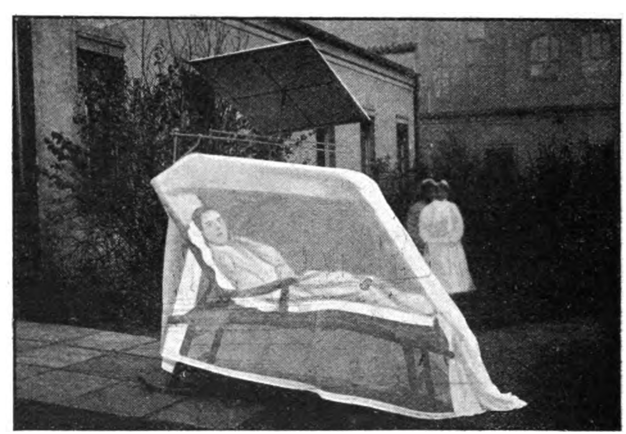


Fig. 1.

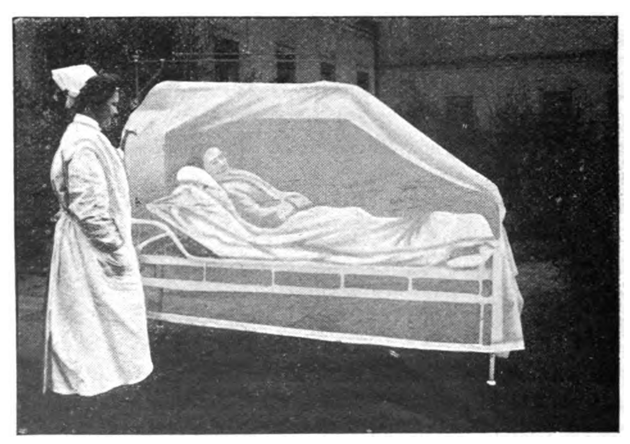


Fig. 2.

Insektenplage gehört hier zu den bittersten und unangenehmsten Erscheinungen, so daß der „Heliotekt“ durchaus unentbehrlich

erscheint, da er sowohl gegen die brennende Sonne wie auch die vielen gefürchteten Insekten, zum Beispiel gegen die Moskito, die furchtbaren Verbreiter der Malaria, einen sicheren Schutz und Hort bietet. Der Apparat, der sich sehr leicht reinigen läßt, wird in verschiedenen Größen geliefert und ist von der Firma A. Bertholz & Sohn in Berlin, Köpenicker Straße 70, zu beziehen. H. H.

Kutscherspleen. — In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war in der vornehmen englischen Gesellschaft eine sonderbare Mode aufgekommen. Der moderne Sport war damals noch nicht erfunden, in dessen Auswüchsen die Modegecken von heute glänzen, und so trieb man außer der Extravaganz der Toiletten allerlei andere Verrücktheiten, um sich hervorzutun.

So tobte eine Zeitlang unter den jungen Lords, Marquis, Herzögen, den Erben von Millionen, der „Kutscherspleen“. Diese jungen Lebemänner kannten keinen höheren Ruhm, als es den berufsmäßigen Kutschern und Postillionen gleichzutun, nicht etwa, indem sie ihre eigenen Kutschen lenkten — nein, indem sie bei jeder Witterung, als gemeine Kutscher verkleidet, die öffentlichen Droschken und Postkutschen fuhren. Sie befleißigten sich der rohen Ausdrucksweise jener Leute, fluchten „wie ein Droschkenkutscher“ und waren überglücklich, wenn die Fahrgäste sie für wirkliche Kutscher hielten und ihnen eine halbe Krone Trinkgeld schenkten, wie es damals üblich war. Es gab viele Leute, die auf der Fahrt von London nach dem beliebten Seebade Brighton die „The Age“ benannte Postkutsche nur deshalb benützten, weil sie von Sir Vincent Cotton gelenkt wurde; andere bevorzugten die von Sir Charles Tirwhit. Auf den Poststraßen nach Holyhead, Oxford, Bath und Bristol sah man Lord Harborough, Lord Clannel, Sir Thomas Mostyn, Sir Charles Bamfylde, Sir Henry Parnell, Sir John Lade und andere hochgeborene Herren Kutschen fahren oder als Postillion auf dem Bock sitzen. Einem der Mitglieder des feudalen „Vierspännerklubs“ war es so ernst mit seinem Bestreben, in allem einem gemeinen Kutscher zu gleichen, daß er sich zwischen die Vorderzähne eine Lücke feilen ließ, um ja „kutschergemäß“ ausspucken zu können.

Diese Verrücktheit tobte selbstverständlich nur einige Jahre, um dann einer anderen Platz zu machen, mit der die vornehmen Müßiggänger ihre Zeit totschlugen. F. Z.

Warum die Frauen meist hübscher sind als die Männer. — Die Tatsache, daß sie es sind, wird auch der hartgesottenste Junggeselle und Frauenfeind zugeben, wenigstens soweit es das Gesicht, das hübsche, „glatte Lärvchen", wie er sich respektlos ausdrückt, betrifft. Auffallend und merkwürdig bleibt die Tatsache immerhin: in der ganzen Tierwelt zum Beispiel finden wir in den Gesichtern der gleichalterigen Männchen und Weibchen keine so weitgehenden Unterschiede der Falten- und Runzelbildung wie beim Menschen.

Unser Weiberfeind wird das so erklären: „Wir Männer haben eben viel mehr zu sorgen und zu denken als die Frauen; das Denken, Wollen und Streben aber besorgt das Großhirn; wird es überanstrengt, so entstehen auf der Haut die Runzeln."

Das ist ja auch nicht ganz unrichtig. Der englische Gelehrte Sir James Crichton-Brown hat nachgewiesen, daß dem weiblichen Gehirn das meiste Arterienblut vom Nacken aus zufließt, während beim männlichen dies von der Stirn her geschieht. Die hintere Hirnhälfte ist Sinnes- und Gefühlszentrum, das demnach bei den Frauen reicher genährt und entwickelt wird; die vordere Hälfte ist die Zentralstelle des Willens, also des Zusammenfassens und Verwertens der äußeren Eindrücke. Diese Tätigkeit würde sich demnach unter Umständen auf der gefurchten „Denkerstirn" verraten. Sie kann das freilich nur auf Umwegen, durch Vermittlung der Gesichtsnerven, denn durch die dicke Schädeldecke hindurch kann jene allzu reichliche Blutwelle auf die Stirn- und Gesichtsmuskeln nicht zusammenziehend wirken. Auf welche Weise schließlich die Falten und Runzeln zustande kommen, kann hier außer Betracht bleiben. Genug, sie sind da.

Was glättet sie nun?

Antwort: Das Haar. Die Frauen tragen es so lang es nur wachsen mag, wir Männer meistens so kurz wie möglich. Ein Blick auf das anatomische Abbild unserer Gesichts- und Schädelmuskeln und Nerven zeigt uns, daß sie von allen Seiten

zum Scheitel hinaufstreben. In der Mitte dieser zusammenhängenden, mit einer sehr beweglichen Haut versehenen Fläche, gleich über der Stirn, setzt nun der Haarwald ein.

Die Haare sind bekanntlich äußerst empfindlich, sie geben jeden leisesten Druck- oder Zugreiz an die Haut und die Nerven weiter.

Nun könnte man einwenden: eine so leichte Masse, wie es selbst ein längeres Haar ist, kann unmöglich durch sein eigenes Gewicht einen glättenden Einfluß auf die Stirn- und Gesichtshaut ausüben. Als Beweis, daß das doch der Fall ist, diene folgender Versuch nach dem „Weberschen Gesetz“. Man befestigt an einem herabhängenden Zopfende eine Schale und beschwert sie, ohne daß die betreffende Person dies sehen und hören kann, so daß das Zuggewicht einschließlich der Schale 100 Gramm beträgt. Nun legt man noch in bestimmten Zeiträumen ein einzelnes Grammstück nach dem anderen in die Schale und läßt sich angeben, wann die Gewichtserhöhung wahrgenommen wird. Es wird dies fast genau bei einer Zunahme von 10 Gramm, das heißt dem zehnten Teil des Anfangsgewichts, der Fall sein. Beginnt man mit 200 Gramm, so braucht man 20 Gramm hierzu, bei 300 Gramm 30 und so fort. Nimmt man den Versuch, entsprechend abgeändert, am einzelnen Haar vor, so wird man staunen, bei welch geringen Bruchteilen eines Gramms schon die Mehrbelastung gefühlt wird. Es liegt also auf der Hand, daß ein 50 Zentimeter langes Frauenhaar ein ganz anderes fühlbares Eigengewicht ausübt als das übliche 5 Zentimeter lange Männerhaar. Es ist also auch nicht zu bezweifeln, daß das lange Haar ein nicht zu verachtendes Gegengewicht für die beim Anstrengen unserer Sinne entstehenden Hautrunzeln und Falten des Gesichts bildet.

Diese glättende Eigenschaft kommt nicht etwa nur dem Frauenhaar zu. Man vergleiche nur die freilich selten vorkommenden Gesichter langhaariger Männer mit denen kurzgeschorener, so wird man den Unterschied schon finden. Einen sehr großen Unterschied finden zum Beispiel jetzt die Reformchinesen des Reiches der Mitte, wenn sie sich einige Wochen

nach Entfernung ihres Zopfes im Spiegel betrachten: das früher so glatte und hübsche Gesicht ist über und über bedeckt mit Fältchen, die sich auf der Haut des unbezopften Chinesen besonders stark zu bilden scheinen. Wenigstens sind alle Europäer entsetzt über die jetzige allgemeine Verhäßlichung besonders der älteren Männer.

Dem Chinesen wird bekanntlich von Jugend auf das Haupt rasiert bis auf die Scheitelhaare. Diese wachsen nun besonders üppig, werden sorgfältig gepflegt und zum Zopf zusammengeflochten. Dieser luftdurchlässige und doch schützende Zopf ersetzt dem Chinesen vollkommen jede Kopfbekleidung, geradeso wie noch vielfach unseren Frauen. Zu Hause, bei bedecktem Himmel und mäßiger Wärme auch im Freien, läßt er ihn baumeln, bei großer Hitze oder Kälte rollt er ihn zu einer natürlichen Mütze zusammen und ist so auch gegen die dortigen großen Staubstürme, die den Europäer arg belästigen, vortrefflich geschützt. Auch als Halstuch und Kopfkissen leistet er ihm zuweilen gute Dienste. Vor allem aber, wie gesagt, bei der Hygiene und Schönheitspflege.

Doktor Roger Baron Budberg in Charbin erzählt, schon so mancher dieser modernisierten, zopfbefreiten und jetzt struppig und abschreckend runzelig aussehenden Männer sei als Patient zu ihm gekommen und habe ihm sein Leid geklagt, daß er nun als Schreckgespenst herumlaufe und es dabei vor Kopfweh kaum aushalte.

Zeit ist aber Geld, auch im modernen China, und die Pflege und Ordnung des langen Haares kostet Zeit. Unsere Frauen aber wissen oder ahnen offenbar, weshalb sie dieses tägliche Opfer bringen: das lange Haar ziert sie nicht nur an sich, es bewahrt ihnen auch, besonders wenn eine vernünftige Ernährung zur Erhaltung der frischen Hautfarbe damit im Bunde steht, die Schönheit des Gesichts bis ins hohe Alter. H. R.

Ein stolzer Schuster. — In Mailand lebte vor etwa fünfzig Jahren ein Meister der edlen Fußbekleidungskunst, von dem uns die Historie sogar den Namen aufbewahrt hat. Er hieß nämlich Anselmo Ronghetti. Er besaß in der Tat viel Schönheitssinn, stand mit bedeutenden Künstlern in geschäftlichem

Verkehr und mit dem berühmten Bildhauer Thorwaldsen sogar in lebhaftem Briefwechsel.

Zu dieser Perle aller Schuster kam einst ein französischer Baron, der sich zu seiner Verzweiflung in Mailand ein Paar Stiefel machen lassen mußte und seinen Befürchtungen unverhohlenen Ausdruck verlieh, da man nach seiner Ansicht nur in Paris Stiefel zu machen verstand. Dem stolzen Ronghetti schoß dabei das Blut in das Antlitz. Aber er schwieg, und indem er sich niederbeugte, nahm er dem mißtrauischen Kunden in gewohnter Ruhe Maß.

„Ich werde zunächst nur einen Stiefel anfertigen," sagte er dann, „und wenn man sieht, was diesem fehlt, dann erst den zweiten."

Der Franzose war damit einverstanden. Und dieser erste Stiefel wurde ein Meisterstück seiner Art, so daß der Baron förmlich entzückt war und spornstreichs zu Meister Ronghetti eilte, um ihm seine Bewunderung auszudrücken.

„Paßt er wirklich?" fragte spöttisch der Schuster.

„Ich bitte Sie dringend, mir so schnell wie möglich den zweiten Stiefel zu machen," versetzte der Franzose.

„Gehen Sie nur nach Paris und lassen Sie ihn sich dort anfertigen," war Ronghettis Antwort, sprach's und wendete dem Verblüfften verächtlich den Rücken. D. C.

Sonderbare Erziehungsmethode. — Das Schwurgericht von Valence in Frankreich hatte im Juli 1828 vier Angeklagte, darunter auch den Vatermörder Brachet, zum Tode verurteilt. Das Verbrechen dieses Mörders erregte wegen seiner grausamen Einzelheiten solches Aufsehen, daß am Hinrichtungstage über zehntausend Fremde in Valence zusammenströmten. „Noch nie," heißt es in einem Bericht über dieses Justizdrama, „hatte man einer Hinrichtung so viele Menschen, insbesondere so viele Frauen mit ihren Kindern, anwohnen gesehen."

Der arme Sünder, den zwei Priester zum Schafott begleiteten, erduldete zuerst die durch Gesetz bei Vatermördern vorgeschriebene Strafe des Abhauens der rechten Hand als des sündigen Gliedes. Dann ließ er sich ruhig an das Brett der Guillotine schnallen. In demselben Augenblick, als das Fall-

beil heruntersauste, ertönte tausendstimmiges Kindergeschrei, das dadurch entstand, daß die Mütter ihre Kinder ohrfeigten oder sie sogar mit kräftigen Fußtritten bedachten in der löblichen Absicht, „auf diese Weise", wie der Berichterstatter versichert, „mit dem moralischen Eindruck der furchtbaren Strafe, die der Mörder erlitt, auch einen körperlichen zu verbinden und dieser Art dem Gemüt der Kinder die heilsame Mahnung, nicht zu werden wie dieser da, um so gründlicher und unvergeßlicher einzuprägen".

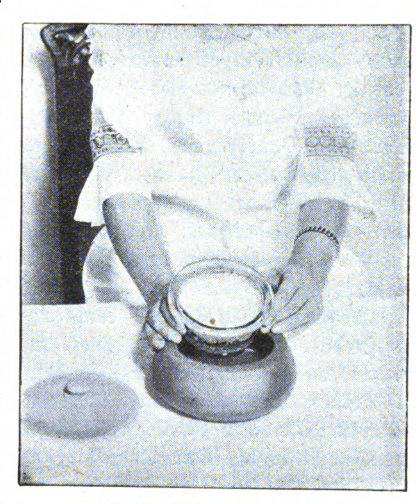
Aus diesem Grunde gingen auch die französischen Mütter mit ihren Kindern immer zu dem traurigen Schauspiel der Ankunft und des Abmarsches der sogenannten „Kette" der Galeerensträflinge, die paarweise mit dem Hals an eine lange, oft dem Transport von zweihundert bis dreihundert Verbrechern dienende Kette gefesselt waren, um ihnen an diesem tragischen Beispiel zu beweisen, daß unrecht Gut nicht gedeihe.

Diese Sitte war, natürlich in anderer Form, damals auch bei uns üblich. Eltern und Lehrer führten ihre Kinder, was von oben herab sogar erwünscht war, zu allen Hinrichtungen. Bußfertige Verbrecher hielten Mahnreden an die Versammlung, was in den Hinrichtungsakten als „erbaulich" verzeichnet wurde. So hielt zum Beispiel am 21. Dezember 1821 der vom Schöppenstuhl zu Leipzig wegen Muttermordes zum Tode verurteilte Zimmermann Johann Friedrich Pernal an die versammelte Menge folgende Anrede:

„Ihr Zuschauer seht mich jetzt als einen armen Sünder, der wegen seiner Missetat hingerichtet wird. Nehmt alle an mir ein warnendes Beispiel! Ihr Erwachsenen hütet euch stets vor der Sünde, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung und lasset ihnen nie etwas Böses zu, damit kein solches Beispiel über sie hereinbreche, wie es über mich hereingekommen ist. Besonders gebt ihnen guten Rat, wenn sie sich verheiraten, damit sie nicht unglücklich wählen, wie es bei mir der Fall gewesen ist. Und ihr Kinder, die ihr mich in der Kleidung eines armen Sünders vor euch sehet, gehorchet stets euren Lehrern in der Kirche und der Schule. Sie meinen es gut mit euch, wenn sie euch gute Lehren geben, denn sie wollen

euch dadurch für Zeit und Ewigkeit glücklich machen. Ich gehe jetzt hinüber in die Ewigkeit; bittet Gott für mich, daß er mich in Gnaden annehme!"

Als der Henker dem Pernal den Kopf vom Rumpfe hieb, vernahm man eine laute Freudenbezeigung über das Gelingen. An dieser „Freudenbezeigung" nahmen natürlich auch die Kinder teil, die wochenlang nachher noch „Hinrichtung" spielten. W. F.



Butterkühler aus Ton.

Butterkühler aus Ton. — Hauptsächlich für den Tisch ist diese kleine Neuheit bestimmt. Die Kühldose besteht aus einer einfachen Tonschale mit Deckel, welch erstere mit Wasser gefüllt wird. Die Poren füllen sich mit Wasser und halten die in einem beigegebenen Glasgefäß befindliche Butter auf längere Zeit stets kühl und erfrischend. Unter den verschiedenen ähnlichen Konstruktionen darf man diesem einfachen und praktischen Apparat sicherlich den Vorzug geben, da er wirklich leistet, was er verspricht, und die Anschaffungskosten verhältnismäßig gering sind. Auf den Markt gebracht wird der Butterkühler von der Firma F. A. Schumann in Berlin W, Leipziger Straße 109. H. H.

Preis der Sklavinnen in Marokko. — Schwarze Sklavinnen, die öffentlich verkauft werden, bringen auf den marokkanischen Märkten hundertundzwanzig bis hundertundsechzig Mark. Wer erlesenere Ware haben will, geht zu den Händlern ins Haus. Dort findet man geraubte oder auf Kriegszügen

erbeutete Negerinnen aus dem Süden neben weißen Tscherkessinnen, die mit großen Kosten aus Stambul beschafft wurden. Während der Kunde im Hause des Sklavenhändlers mit Tee bewirtet wird, bringen die zu verkaufenden Sklavinnen je nach der Rolle, die ihnen zugewiesen ist, Zucker, Tassen, Süßigkeiten; die eine gießt Wasser über die Hände der Gäste, die andere reicht das Handtuch, die dritte entzündet das Kohlenbecken. Der Besucher kann auf diese Art sich von der Schönheit und Geschicklichkeit der Dienerin, die er in sein Haus zu nehmen gedenkt, überzeugen. Die Preise betragen je nach den Vorzügen des lebenden Kaufobjekts vierhundert bis zwölfhundert Mark. Eine auserlesene Tscherkessin bringt es wohl auf eintausendsechshundert Mark. Sie zeichnet sich dann nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch eine ungewöhnliche Bildung aus. Ihre Geisteskultur geht jedenfalls über das Aufsagen der auf ihre Pflichten bezüglichen Koranverse weit hinaus, sie ist in jeder Beziehung trefflich ausgebildet. O. v. B.

„Imhoff, bellen Sie!" — Während der türkischen Manöver im Herbst des Jahres 1909, denen auch Generalfeldmarschall von der Goltz beiwohnte, hatte die dritte Division, bei der sich die Manöverleitung aufhielt, erst gegen Abend den Tundschafluß mit Hilfe einer Pontonbrücke überschreiten können, so daß das Gefecht sich bis in die Nacht hinzog, während die Kritik erst bei völliger Dunkelheit beendet war. Die Offiziere der Manöverleitung, darunter der Feldmarschall und der deutsche Instrukteur Generalleutnant Imhoff Pascha, hatten bis zu ihren Quartieren noch etwa zwei Meilen zu reiten, verirrten sich jedoch in der Finsternis und hielten nach stundenlangem Suchen nach einer gangbaren Straße ratlos mitten auf einem abgeernteten Felde.

Nirgends war ein Licht, nirgends die Spur eines Biwakfeuers zu sehen. Ringsum die schweigende, dunkle Nacht und tiefe Stille. Ein paar Offiziere, die man zum Rekognoszieren ausgeschickt hatte, kehrten bald zurück, ohne auch nur ein Gehöft entdeckt zu haben. Die Lage wurde immer ungemütlicher.

Da wandte sich plötzlich Generalfeldmarschall von der Goltz an Imhoff Pascha, der sich als Tierstimmenimitator einer ge-

wissen Berühmtheit erfreute. „Imhoff, bellen Sie, so laut Sie können!“ sagte er.

Der General stutzte einen Augenblick. Dann aber begann er in wahrhaft künstlerischer Vollendung und so kräftig, als seine Kehle die Hundelaute nur hervorzubringen vermochte, zu bellen.

Bereits eine Minute später zeigte sich der Erfolg. Von rechts vorwärts antwortete ein Dorfköter.

Der Feldmarschall lachte und rief: „Sehen Sie, das Hundevieh dort ist auf den alten Trick wieder hereingefallen. Dort reiten wir hin!“

Sehr bald hatten die Herren ein Dorf und nunmehr auch die richtige Straße gefunden und trabten vergnügt ihren Quartieren zu. W. K.

Anklage wegen Tanzens. — Die Methodisten in Amerika nahmen früher gegen die schöne und gesunde Kunst des Tanzens eine streng ablehnende Stellung ein. Eine junge methodistische Dame, die gelegentlich einer Besuchsreise außerhalb ihres Heimatortes einen Ball mitgemacht hatte, wurde daher nach ihrer Rückkehr von den Vorstehern der Gemeinde in Anklagezustand versetzt. Ihr Vater, der sie verteidigte, fragte, worin die Sünde des Tanzens eigentlich bestehe. Die Antwort war: „Im Hüpfen nach dem Takt der Musik.“ Jetzt brachte der Vater der Sünderin Zeugen bei, sowohl Tänzer als Musikanten, die übereinstimmend aussagten, daß die junge Dame beim Tanzen niemals Takt gehalten habe. Daraufhin wurde sie freigesprochen. H. W.

Ein hartnäckiger Gegner. — Der schlesische Edelmann Hans Busewoy lag mit dem Herzog Boleslaus von Liegnitz im Streit. Ehe die Gegner aber im Kampfe zusammentreffen konnten, starb der Herzog und wurde in der Stiftskirche zu Laibus begraben. Der Ritter Busewoy, der seinen Feind gern mit der Schärfe des Schwertes besiegt hätte, begrub aber mit dem Gegner nicht seinen Haß. Auf seinen testamentarischen Wunsch wurde er nämlich nach seinem Tode in Wehr und Waffen ebenfalls in der Stiftskirche zu Laibus beigesetzt, aber an der Tür, damit ihm am Jüngsten Tage, bei der Auferstehung der

Menschen, der Herzog nicht entgehen könnte, sondern sich ihm zum Kampfe stellen müßte. R. R.

Über Modetorheiten und ihre Folgen klagen nicht allein die Ärzte der Jetztzeit. Ein englischer Arzt namens Beddoes, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts monatliche Bemerkungen über die Diätetik veröffentlichte, erzählte darin auch einmal unter Versicherung der völligen Wahrheit die folgende schier unglaubliche Tatsache. Eine Dame, die infolge starker Erkältung im Sterben lag, gestand ihm, sie und mehrere ihrer Bekannten hätten ihre dünnen, fast durchsichtigen Kleider, wie man sie damals vielfach trug, da solche sonst „zu lose und fremd um den Leib gehangen haben würden“, und damit sie mehr „griechische Form“ erhielten, angefeuchtet, trotzdem es mitten im Winter war.

Kann man die Modenarrheit noch weiter treiben? E. A.

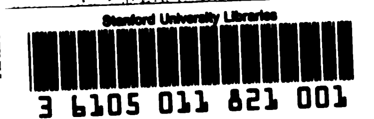
Gut gemeint. — Einst kam eine Bauernfrau aus dem Schleswigschen zum König Friedrich VII. von Dänemark, der auf dem Schlosse in Glücksburg wohnte, um die Freigabe ihres einzigen Sohnes vom Militärdienst zu erbitten. Vor dem Audienzzimmer zog sie ihre Holzschuhe aus und sagte zu dem diensttuenden Adjutanten: „Passen Sie mir gut auf meine Pantoffeln auf! Sie haben ja doch nix anderes zu tun.“

Als sie den ziemlich korpulenten König sah, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Mein Gott, wat is he dick!“

Der König lachte herzlich über diese originelle Huldigung und erfüllte ihr ihre Bitte, gab ihr sogar die schriftliche Zusicherung, daß ihr Sohn nicht zu dienen brauche, da die Frau es durchaus schriftlich haben wollte.

Nachdem sie den Schein empfangen, zog die Bäuerin einen Taler aus der Tasche und überreichte ihn dem König mit den Worten: „Unser Schulze nimmt für alles zwei Taler, aber Sie sind 'n reicher Mann, Sie werden's ja wohl für einen tun.“ —zen.—

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


Stanford University Libraries
3 6105 011 821 001

